

UC-NRLF



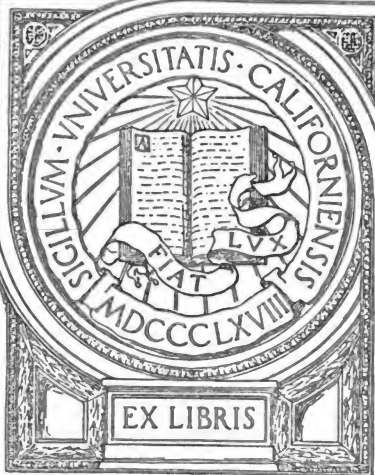
\$B 459 040

Zensur

Auf dem Westerstein



GIFT OF
Felix Flügel



EX LIBRIS

Auf dem Bestenstein.

zu dem freundlichen Gedächtnis

an
H. v. L. Mangold

Magdeburg d. 17 Jan. 1911.

Copyright 1912 by Hesse & Becker Verlag in Leipzig.
Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen bleibt vorbehalten.

Auf dem Bestenstein

Ein historischer Roman

von

Wilhelm Jensen

Erstes bis Fünftes Tausend



Leipzig.

Hesse & Becker Verlag.

TO VNU
AIRBORNE

PT2368
J5A8

T. L.

Motto.

„Was niemand schrieb, das meldet euch der Dichter.
Wo Dunkel sich auf lang Verschollnes streckt,
Hellt er die Nacht; verworrner Kunde Schlichter,
Entwirrt er deutend sie. Vom Schlaf erweckt
Die Toten er, verkündet als Berichtler,
Was ihre Brust dem Blick ihm aufgedeckt.
Im Zwange frei, belebt er zum Gedichte
Mit warmem Menschenherzschlag die Geschichte.“

Erstes Kapitel.

Fuchs und Wolf konnten an dem fast rundum senkrechten Absturz des Felspfeilers nicht hinauf, höchstens mocht es da und dort Luchs und Wildkaze gelingen. Aber die versuchten's nicht und hatten's wohl nie getan, denn für ihr Gelüst gab es droben nichts zu holen. Von Menschen, die tollkühn ihren Hals daran gewagt, berichtete nichts; war's je geschehen, so wußte vermutlich nur das weißüberschäumte Steingebüß tief unten im Gaidener Bach davon, auf das die Sinnlosen heruntergeschlagen, um ungesehen und ungehört in der wilden Schlucht liegen zu bleiben, bis einmal im Frühling Wasser der Schneeschmelze das von ihren Gebelinen übriggebliebene in die strudelnde Etsch davongetragen. Vorbei neben dem am Ausgang der dunklen Felskluft, den Häusern des Dorfes Andrian unweit gegenüber, linksseitig vom Bach nur wenig über ihr erhöht aufsteigenden alten Gemäuer, das von alters den Namen Wolfsturm trug und mit seinem verödeten Innenraum einem Bauern des Dorfes nur gelegentlich zur Nutzung diente; selbst wußte er nicht, wann und wie ein Vorfahr von ihm einmal zu dem wertlosen Besitz geraten sei.

Jener wohl schon seit unvordenklicher Zeit an der Südseite von der Wand des Gebirgsstockes abgelöste Pfeiler war eigentlich nur eine Felsnadel, über deren Spitze sich ostwärts nächstbenachbart ein busch- und baumbedeckter Bergrücken weiter aufwölbte; aus Westen her sah der breitgestreckt hochmächtige „Gantkofel“ seltsam abgestaffelt und „gestuft“, dicht und drohend nieder, hielt alles unter ihm Liegende gleichsam mit ungeheuren Steinfittichen umklastert und schloß nach der letzteren Richtung den Halbkreis mit einer unübersteiglichen Schranke ab. Auf seinem Grat und an seinen Schroffen hausten allein Gamsen, Geier und Adler, für alles sonstige Leben ragte er einem unnehmbaren Throne gleich über der zerklüfteten Berg- und Waldwildnis, in der sich nur eine einzige Menschenwohnstätte, die kümmerliche Ansiedlung Gaid mit einigen weit auseinander gestreuten Hütten befand. Am Gipfelskamm des Gantkofels bemessen, lagen sie tief unten, doch für den Ausblick aus der düsteren Schlucht des nach ihnen seinen Namen führenden Gaidener Baches hoch oben; zahlreiche Almweiler hatten mutmaßlich schon in frühen Mittelaltertagen dort zur Niederlassung von Sennhirten verlockt und allmählich zur Begründung eines Weilers im einsamen Gebirg Anlaß gegeben. Ein zur Not gangbarer Pfad führte von ihm nordwärts nach dem stattlichen Dorfe Nals im Etschtal hinüber und hin-

unter; gen Osten blickten ein paar der ärmlichen Häuser von Glaid nach der abgesprengten Felsnadel hin, doch von ihr durch eine breite, bis zum Bachgrund niederfallende Schrunde getrennt. Alles ringsum trug das Gepräge unwegsam, wildzerrissener Alpenwelt.

Die Nadel aber erwieß in der Nähe ihr Oberende nicht als spiz auslaufend, sondern als eine kleine Felsplatte, immerhin jedoch von solchem Umfange, daß ein menschliches Bauwerk auf ihr Platz gefunden. Wann und von wem dies hergestellt worden, wußte niemand mehr; eine Ritterburg war's oder war's eigentlich gewesen, die den gering beschränkten Raum nach jeder Richtung wie bis auf Zollbreite auszunutzen verstanden. Ihre Umfassungsmauern erscheinen als eine Fortsetzung der Felschroffen, aus diesen aufgewachsen, nur wenige und zumeist winzige Wohngelasse im Innern umgebend; an der Nordseite führte über den schwindelnden Abgrund eine schmale Zugbrücke nach dem höheren, waldigen Bergrücken hinüber. In die Weite dagegen dehnte sich der Blick nach Osten aufs breite Etschtal, die zerstreuten Häusergruppen von Turilan und Siebeneich nieder mit den jenseitigen hohen Burgwänden darüber; auf ihnen vorgelagerten Anhöhen wurden die Burgen Neuhaus und Greifenstein, besonders im auffallenden Sonnenlicht, deut-

lich erkennbar. Dann folgten noch mehr nach rechts im weiten Kesselgrunde die alte häuserreiche Stadt Bozen, von den phantastisch-gigantischen Zacken, Zinnen und Türmen der Schlern- und Rosengartenfette überragt und umrahmt. Dagegen waren, von einem Vorsprung des Steinbergs verdeckt, die zunächst belegenen Burgen des Eppaner Geländes, Hoheneppan und Boymont, sowie die uralte gewaltige Feste Formigar, die ihren Namen seit einem halben Jahrhundert in Sigmundskron umgewandelt, nicht sichtbar; der Steinberg schied sie mit unwirtsamem Dickicht von der Felsennadel über dem Gaidener Bache ab.

Die auf dieser errichtete Burg hieß „der Bestenstein“; auch der Ursprung ihrer Benennung war nicht mehr bekannt, ob der Erbauer sie damit als den „festen Stein“ bezeichnen gewollt oder nach uns vielfach bräuchlich gewesener Weise sich eine Zuruß-Namenbildung „Faß=den=Stein!“ darunter verberge. Am meisten entsprach's der Wahrscheinlichkeit, daß die Gründung der kleinen Burg von dem Grafen von Hohnneppan herstamme, dem vormal's mächtigsten Geschlecht in Tirol, bis es auf Gebot des Hohenstaufenkaisers Friedrich Barbarossa durch den Herzog des Bayerlandes Heinrich den Löwen aus seiner hochfahrend stolzen Anmaßung, die Oberherrschaft über allen auszuüben, herabgestürzt worden. Wenigstens

hatten in den letzten Jahrhunderten nachweislich Eppansche Lehensträger den Bestenstein im Besiz gehabt, die Edlen von Billandars, dann die von Sporenberg, deren letzter ihn an den Erzherzog Sigismund verkauft. Von dem waren im Jahre 1500 Paul von Lichtenstein und Cyprian von Särnlein gemeinsam belehnt worden. Im tirolischen Lande gab es von alters fast unzählbare Geschlechter. Manche mit wunderlichen Namen, die sich zu den Edlen zählten und als solche anerkannt wurden, ob sie vielfach auch kaum anders als Bauern zwischen verfallenen Gemäuer in Dürftigkeit hausten. Zumal das Etschtal von Meran bis Bozen bildete ein dicht von „Abelsitzen“ bedecktes „Ritterland“, deren Inassen nicht selten ebenso absonderlicher und fragwürdiger Art waren, als ihre Schlupfwinkel zwischen halbbrecherischem Gestein und Gestrüpp.

Außer Frage aber stand, daß der Bestenstein schon manches Menschenalter lang eine Raubburg, und zwar schlimmster Gattung gewesen sei. Über die Zugbrücke waren ihre wechselnden Inhaber gleicherweise aus dem Felshorst wie niederstoßende Geier auf draußen schutzlos vorbeiziehende Handelbetreibende hinuntergefahren, mußten Weg- und Stegmöglichkeit bei Tag und Nacht an den Abstürzen gekannt haben, um ihre Beute wieder hinaufzubringen und droben oftmals mitgeschleppte Kaufleute zur Er-

preßung schwerer Lösegelder in ein Aushungerungsloch der Felschründen unter ihren Gemächern hineinzuwerfen. Klüglich vergriffen sie sich nicht an Angehörigen der größeren Burgherren in der Nachbarschaft und wurden deshalb von diesen, die obendrein bei günstigen Gelegenheiten zumest dem nämlichen Gewerbe oblagen, in ihrem Betrieb ungestört gelassen. Ausübung eines abligen Berufes und Rechtes war's, dem „edlen Waidwerk“ gleichstehend.

Wie's dann einmal geschehen ist, berichtet keine Niederschrift, doch muß es sich nicht lange nach jenem Jahre 1500 zugetragen haben; vermutlich durch Bürger der Stadt Bozen, die endlich der beständigen Schädigung ihres Handels an der Etsch aufwärts überdrüssig geworden und eines Tags mit Hafenbüchsen und sonstigen Erfordernissen ins Mittelgebirge unterm Gantkofel ausgezogen, um das Raubnest von der Felsnadel wegzutilgen. Jedenfalls gelang's denjenigen, die sich das Verdienst daran erworben hatten, denn im Jahre 1503 redet gelegentlich eine Urkunde von dem „verbrannten Burgstall Bestenstein“. Seine Bewohner waren verschwunden, lagen wahrscheinlich, da sie nicht wie Geier Flügel ausspannen gekonnt, drunten zwischen dem Schaumgeblöck des Gaidener Baches; die Zeit war nicht danach angetan, darüber weitere Erkundigung einzuziehen. Doch hatten sich Trümmerreste des alten Bauwerks noch ziemlich

erhalten, der, ob auch nur niedrige, kräftige viereckige Bergfried und mancherlei sonstiges Mauernwerk; romanische Fensterbogen und Türstöcke darin aus Granit und Porphyrt legten Zeugnis ab, die kleine Burg sei dauerhaft und sogar mit einem gewissen Schmuckaufwand erbaut gewesen; auch die runde Zisterne zeigte sich, mit Wasser gefüllt, unverfehrt, aber das Holzwerk war überall von gefräßigen Flammen weggezehrt oder schwarz verkohlt worden. Einen vorzüglichen Aufenthaltöplaz boten die Überreste so für Geschöpfe, welche der gleichfalls verbrannten Zugbrücke nicht zum Hingelangen bedurften, für Falken, Habichte und Eulen.

Aber falls solche sich dort angesiedelt gehabt, geschah's nur vorübergehend, da binnen nicht langer Frist danach wieder ein ungeflügelter Ankömmling von den Überbleibseln des Bestensteins, und zwar auf rechtsgültige Weise, Besitz nahm. Freilich würde es ihm wohl kaum jemand streitig gemacht haben, wenn er sie sich auf eigne Faust zugeeignet hätte, doch zog er vor, für Erlegung eines geringfügigen Kauffchillings vom derzeitigen Landesherrn, Kaiser Maximilian dem Ersten, sich damit belehnen und die Verstattung zum Wiederaufbau der Burg zuteilen zu lassen. Vom letzteren machte er zwar nur in äußerst bescheidenem Maße Gebrauch, beschränkte sich eigentlich darauf, dem Himmel und den Wolken

durch neue Auflagerung von Gebälk auf die Mauern den Einblick ins Innere wieder zuzudecken und aus diesem den Brandschutt herauszubefördern. Ein paar Knechte leisteten ihm dazu Beihilfe, fällten in einem jenseits der abtrennenden Schlucht mitangekauften Waldstück Bäume zur Gewinnung des Holzes für die Herstellung der Dächer, und die Zugbrücke schwang sich an zwei Tannenstämmen von gewaltiger Länge wieder über den Abgrund; solch gewichtige Schutzvorkehrung zweckentsprechend zu bewerkstelligen, waren die Söhne der Zeit wohlbewandert. Der neue Inhaber des Bestenstein hieß Hans Übelhör und gehörte trotz dem wenig vornehmen Klang des Namens einem der edlen Geschlechter des Landes an; vielleicht war einer seiner Vorfahren einmal wegen mangelnden Gehorsams so mit einem Übernamen benannt worden und dieser den Nachkommen verblieben. Wie Hans Übelhör in die notdürftigst ausgebefferte Ruine einzog, mochte er am Ende der Dreißiger stehen, brachte eine wohl um mehr als ein Jahrzehnt jüngere, sehr schöne Frau, des Rufnamens Maddlena und zwei erst seit ein paar Jahren auf den Füßen herumlaufende Töchter Katharina und Helena mit sich. Blondhaarig und helläugig, trug er ein entschiedenes Gepräge deutscher Abkunft, während die Frau mit schwarzem Haar und braunen Augensternen mutmaßlich auf Herstammung aus südtirolisch-italienischem

oder aus altladinischem Volksstamme hinwies; von den beiden Schwestern war die erstere dem Vater, die zweite der Mutter nachgeartet. Diese machte in gewisser Weise den Eindruck eines eigentümlichen Doppelwesens, in dem sich etwas scheu Schweigsames mit einer darunter verborgenen Lebhaftigkeit zusammenmischte; selbst sprach sie ihren Gatten fast niemals an, antwortete ihm nur auf sein Befragen und Anweisen. Wenn er aber abwesend war, sang sie manchmal halblaut ein italienisches Volkslied, um das die Katharina sich nie bekümmerte, dagegen hörte die kleinere Helena stets, von ihrem Betreiben ablassend, aufmerksam darauf hin; doch sobald der Niederfall der Zugbrücke draußen erklang, verstummte der leise Gesang sofort. Die Hausgenossen auf dem Bestenstein lebten nicht in dürftigsten Umständen, zum mindesten waren Mittel zur Befriedigung des Hungers vorhanden; meistens zwar beschränkte ihre Nahrung sich auf Dinge, die sie unweither aus den Hütten des Weilers Gaid beziehen konnten, Milch, Käse und Brot. Indes brachte Hans Übelhör dazu öfter eine Jagdbeute aus dem Gebirge heim, stieg dann und wann auch nach Tals und Terlan hinunter, von dortigen Händlern Gewürze und sonstige Küchenbedürfnisse heraufzuholen. Gewöhnlich kehrte er dann auch mit irgendwelchen kleinen Leckerbissen an Früchten oder süßem Backwerk für den Kinder-

mund zurück, doch hauptsächlich oder beinah ausschließlich für seine Tochter Katharina, während die kleine Helena aus seiner Hand kaum jemals etwas davon zugeteilt bekam. Im Kellerloch lagerten ihm ständig einige Fässer Turlaner Weins, dazu mußten die Mittel ebenfalls ausreichen. Der lang mit Glutsonne über dem Etschland brütende Sommer erzeugte nicht nur drunten im Tal, auch auf der Felsnadel Durst, und während der winterlichen Jahreszeit tat das lange Nachtdunkel ein gleiches. Wenigstens verbrachte Hans Übelhör auch dann die Abendstunden gemeiniglich bei der Weinkanne, allein in einem der kleinen Gelasse sitzend; die Zeit gab solchem, mit vorgeschobenem Erker versehenen Gemach den Namen „Pechnase“, weil sein Fensterausbau die Ermöglichung des Hinunterschüttens von siedendem Pech auf die Köpfe feindlicher Angreifer bezweckte. Doch war der jetzige Burgherr kein Trunksüchtiger, setzte nur hin und wieder den Weinbecher kurz an die bärtigen, seinen Mund unerkennbar lassenden Lippen und sah dann auf das Wechselspiel von Licht und Schatten, das ein in altem rostigem Eisengriff an der Wand steckender Rienspan um ihn her warf. Draußen sumnte und winselte oder fauchte und heulte der Wind, stieß durch Spalten und Fugen der klappernden Holzluke des alten Bogenfensters, ließ die züngelnde Flamme unruhig flackern. Kalt

drang die Luft vom verschneiten Gebirge in den engen Raum herein, sichtlich überließ den Insassen der Kammer manchmal mit einem frostigen Gefühl; dann griff er nach dem Becher, sich durch einen Zug daraus zu wärmen. Wenn der Span zu erlöschen begann, entzündete er zuweilen am verglimmenden Rest einen neuen, meistens indes nicht, sondern blieb noch eine Zeitlang im Dunkel sitzen, bis er aufstand, die Lücke öffnete und noch einen Blick in die Nacht hinauswarf, die das Etschtal drunten mit toter Finsterniß überdeckte. Sie durchglomm nur an zwei Stellen noch ein Lichtschein, der eine fiel aus der Burg Neuhaus her, nah über Terlan, der andere kam weiter nach rechts höher herab von der uneinnehmbar auf jähem Felswänden thronenden Burg Greifenstein. Dann streckte Hans Übelhör sich auf seine niedrige, bäurisch einfache Lagerstätte und zog ein schwarzzottiges Fell über sich. Der Bär hauste noch vielfach in den Gebirgswäldern; er hatte selbst einen erlegt und sich aus seinem Pelz eine wärmende Decke herrichten lassen.

Zweites Kapitel.

Wild war es wohl von jeher, doch besonders während der letzten anderthalb Jahrhunderte im südlichen Tirol zugegangen, vielleicht weil die Sonne

das Blut in den Köpfen hier heißer zum Kochen brachte, als im nördlichen. Die ringsum auf den trohigen Felsburgen sitzenden alten „Geschlechter“ hatten über ihre Gebiete eine fast unbeschränkte Herrschaft ausgeübt, diese als ihr „Recht“ und ihre „Freiheit“ beständig gegen die meistens kraft- und machtlosen Landesfürsten behauptet. Darin hob jedoch gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts eine Wandlung an, als der Herzog Heinrich von Kärnten, der auch Graf von Tirol war, gestorben und beide Fürstentümer seiner Erbtöchter Margarete hinterlassen hatte. Sie muß, neben sonstigen, ihr Angedenken übel belastenden Eigenschaften, mit auffälliger Häßlichkeit, besonders einem großen vorgeschobenen Hängemunde begabt gewesen sein, denn im Volk legte man ihr danach den bald allgemein bräuchlich werdenden Beinamen „Maultasche“ zu; trotzdem scheint sie ein überreich mit Liebesabenteuern angefülltes Leben geführt zu haben. Ein absonderlich sich zwischen ihr und ihrem ersten Manne abspielendes, einem Bruder Kaiser Karls des Vierten, dem böhmischen Prinzen Johann, der sich gern König von Böhmen benennen ließ, endete damit, daß sie ihrem königlichen Gemahl eines Tages, als er zur Jagd ausgezogen, bei seiner Rückkunft das Tor des Schlosses Tirol über Meran vor der Nase zusperrte und ihm anriet, sich eine andere Herberge zur Unterkunft zu suchen. Nicht

lange danach verheiratete sie sich abermals, höchst unbekümmert um einen auf sie geschleuderten Bannfluch des heiligen Vaters in Rom, wiederum mit einem nächsten Angehörigen des neuen Trägers der Reichskrone, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, Sohn des Kaisers Ludwig des Bayern. Der, nach dem Abschluß dieser Ehe sich auf sein oberbayerisches Herzogtum und die Grafschaft Tirol beschränkend, war ein Mann von stärkerer Tatkraft als sein böhmischer Vorgänger und wußte seine landesfürstliche Oberherrschaft an der Etsch anders zur Geltung zu bringen, sowohl über die trotzigigen „Edlen“, als vermutlich auch über das zum Rebellieren geneigte Mundwerk seiner Frau. Die ersteren duckten sich unter das Regiment des immerhin ihre Selbstherrlichkeit nicht allzu scharf antastenden Kaisersohnes, hinter dem als Rückhalt die Reichsgewalt drohte; Margarete Maultasche dagegen gab sich friedlicherer Beschäftigung durch Erbauung eines Talschlusses an der Etsch hin, hart unter der Felsnase, von der die Burg Neuhaus drauf niedersah. „Um es im Winter ihrer Ungesundheit halber zu bewohnen“, berichtete ein Chronist darüber, denn in der kalten Jahreszeit sei ihr die rauhe Luft auf dem hochgelegenen Schlosse Tirol nicht gut bekommen. Vielleicht eignete sich diese Tieflage auch besser zur bequemeren Befriedigung noch anderweitiger ihr zum Wohlbefinden

unerläßlicher Lebensbedürfnisse; der Volksmund wandte den ihr verliehenen Beinamen gleichfalls auf den Neubau an und benannte ihn „Schloß Maultasch“. Erst spätere, vom Gedächtnis verlassene Zeit übertrug irrtümlich diesen Namen auf die darüber liegende Burg Neuhaus.

Raum ein Vierteljahrhundert aber dauerte die Herrschaft des Bayernherzogs Ludwig über Tirol an, dann mähte die Sense des großen Schnitters ihn von seinem Thronsiß herab und kurz nachher gleicherweise seinen einzigen Sohn und Erben Meinhard; so blieb allein Margarete Maultasche wieder als Herrin der Grafschaft übrig. Doch sie war ältlich geworden, besaß jedenfalls keine erbberichtigte, ihr Rücksicht auferlegende Kinder und trug für das Endstück ihres vielbewegten Lebens Verlangen nach Ruhe in sich. Das veranlaßte sie, wie bereits früher ihr Herzogtum Kärnten, auch Tirol gegen Zusicherung einer vollauskömmlichen Jahresrente an das erzherzogliche Haus Habsburg abzutreten und sich zu einem beschaulichen Rückblick auf ihre Vergangenheit in Wien niederzulassen. Nicht mehr für lange, denn sie starb schon nach einigen Jahren; so war die Grafschaft Tirol an Österreich gelangt; zunächst an den Erzherzog Leopold den Dritten von Steiermark.

Es folgte eine Zeit, in welcher dieser, obwohl man ihn mit dem Beiwort „der Gütige“ bedachte,

von beständiger Kriegführung in Anspruch genommen, an Tirol kaum denken, geschweige denn sich um das dortige Geschehen bekümmern konnte. Erst fünf- unddreißigjährig, schloß er in der Schlacht bei Sempach unter den Streitärzten, Eisenkolben und Spießern der Schweizer Eidgenossen sein Leben ab, zwei Söhne, Ernst und Friedrich, in frühestem Knabenalter hinterlassend. Fast zwei Jahrzehnte vergingen, ehe die beiden die Herrschaft über ihre vom Vater ererbten Länder antraten, sie so unter sich teilend, daß Friedrich die vorderösterreichischen Lande in Schwaben, am Oberrhein und Tirol erhielt.

Dies beinahe vier Jahrzehnte lange Interregnum im letzteren aber nützten die „edlen Geschlechter“ fleißig, einestheils sich gegenseitig aufzulauern, zu überfallen, in unterlaßlosen Fehden Burgen und Bauern zu berennen, verbrennen und auszuplündern, andernteils dagegen auch, in gemeinsamer Übereinstimmung sich der Einbußen, die ihr „Recht“ und ihre „Freiheit“ unter dem Bayernherzog Ludwig und Margarete Maultasche erlitten, zu entledigen und sich in ihre alte Selbstherrlichkeit zurückzuversetzen. In der Hauptstadt Innsbruck saß zwar eine österreichische Regierung, doch von so ohnmächtiger Schwäche, daß sie jedes ihrer Gebote ungeahndet verlachen lassen mußte, und vor allem südlich vom Brennerpaß übte im Beginn des 15. Jahrhunderts der Burg-

adel wieder die ehemalige unbeschränkte Herrschaft aus. Sein Druck lastete schwer auf den freien Dorfschaften und Städten, besonders auf der regsamen und reichen Handelsstadt Bozen, deren Bürger sich nur notgezwungen unter die hochfahrende Anmaßung der eisenumflirrten Ritter und ihrer wildgewalttätigen Knechte beugten.

Hilfloseste Umstände empfingen deshalb den jungen Herzog Friedrich, als er dem Namen nach seine Herrschaft über die Grafschaft Tirol antrat. Auch sonst hing drohendes Unheil über ihm; er hatte auf dem Konstanzer Konzil die heimliche Flucht des Papstes Johann des Dreiundzwanzigsten ermöglicht und war dafür vom Kaiser Sigismund, dem Sohn des luxemburgischen Kaisers Karl des Vierten, in die Reichsacht erklärt worden; am Oberrhein war darum eine Anzahl seiner wichtigsten Städte, sich selbstständig machend, von ihm abgefallen. Am übelsten indes bedrängte ihn seine Mittellostigkeit so arg, daß er oftmals in Herbergen für seine Zehrung nicht Zahlung zu leisten vermochte und, von den Wirten festgesetzt, sich mühselig zur Wiedererlangung der Freiheit auslösen lassen mußte. Die mit Weinamen freigebige Zeit hatte ihn deshalb „Friedel mit der leeren Tasche“ benannt, und zumal im weiten Kreise des Tiroler Landadels ward er hinter seinem Rücken, nicht selten auch ins Angesicht hinein kaum anders geheißt.

Doch das alles verursachte ihm, wenigstens anscheinend, wenig Bekümmerniß; er war der Sohn einer italienischen Prinzessin aus dem Hause Visconti und hatte von ihr südlich ungestümes Blut, leichten und lebenslustigen Sinn geerbt, Trieb zu Gesang und Spiel, Trunk und Kaufhändeln, vom Vater ein Wesen, das den Zusatz des Gütigen oder Gutmütigen auch auf ihn anwendbar zu machen schien. Der vom Kaiser Geächtete war zur Sicherung über die Berge nach Südtirol gegangen, und hier sagte es ihm offenbar so trefflich zu, daß er an kein Wieder verlassen des sonnenschönen Landes dachte, sondern Jahr um Jahr drin verblieb. Im Eisack und Etschtal von Burg zu Burg ziehend, klopfte er an die Tore und ward überall bereitwillig eingelassen, bisweilen sogar mit einer Miene, als ob man mitleidig einem Hungernden Wohlthat erweise, ihn an den Tisch aufzunehmen, und mit jugendlicher Leichtfertigkeit sprach er dann dem vorzüglichen Inhalt der Weinkannen zu. Häufig bis zu schwerem Kaufsch, in dem er keinen Standesunterschied zwischen sich und seinen Trinkgenossen machte, doch auch in nüchternem Zustande war sein Behaben gegen die Angehörigen der großen Geschlechter der Willanders, Starckenburger, Rottenburger, Lichtensteiner und Wolfensteiner, der Weittler, Spaur, Brandis und Lodron ein derartiges, als ob er sie ebenso völlig für seines-

gleichem ansehe, wie sie sich ihrerseits als ihm ebenbürtig erachteten. Er mochte den Titel eines Landesfürsten in Tirol führen, doch sie waren die tatsächlichen Landesherren, in deren Rechnungsbüchern er obendrein mannigfach als ihr Schuldner stand, so daß sie ihn auch als Gläubiger einem Spielball ähnlich in ihren Händen hielten. Zur Aufrechterhaltung ihrer Macht hatte in Vorzeiten ein alter Verband zwischen ihnen unter den Mannen des „Elephantenbundes“ bestanden und war im Anfang dieses Jahrhunderts gegen jeden etwaigen Eingriff des österreichischen Erzhauses in ihre „Rechte“ als „Bund an der Etsch“ von beinahe anderthalb hundert Burgherren erneuert worden. Mächtiger, reicher, von stolzerem Sicherheitsbewußtsein erfüllt war der Adel niemals gewesen, als zurzeit, wie dem Herzog Friedrich durch die Teilung zwischen ihm und seinem Bruder die Scheinherrschaft über Tirol zugefallen.

Eine Reihe von Jahren verging, in denen er sich an Eisack und Etsch als primus inter pares einzig heiterstem Lebensgenuß hingab, und unglaublich kling's, wie eines Tages Kunde von einem Zerwürfnisse zwischen ihm und Herrn Nikolaus von Beitler, dem reichmächtigsten Burgherrn von Runggelsstein, über der Talsur bei Bozen umlief. Er hatte an den die Forderung gestellt, eine von ihm der Landeskasse in Innsbruck geschuldete Geldsumme zu

entrichteten, und auf eine selbstverständlich nur spöttische Abweisung Beitlers gedroht, ihn, wenn er bei der Weigerung beharre, mit Gewalt zur Zahlung der Schuld an den Staat zu nötigen. Da lachten in allen Schlössern tausend Kehlen hell auf über „Friedel mit der leeren Tasche“, die nichts in sich trug, um Waffen zu kaufen und Söldner zu lohnen.

Doch der Verspottete machte rasch seine Drohung wahr, zog vor den Kunggelstein, umlagerte die starke Feste mit einer Streitmacht und neuerfundener Feuerbombarden und erstürmte die für unüberwindlich gehaltenen Mauern. Woher er die dazu erforderlichen Geldmittel genommen, blieb ein Rätsel, dessen Lösung außer ihm vielleicht nur den reichen Bozener Handelsherren bekannt war, die solcherweise von einem ihrer nächstbenachbarten Bedrücker und Bedrückter erlöst wurden; jedenfalls mußte er schon seit längerer Zeit diesen Plan im Sinn getragen und sich zu seiner Ausführung sorgfältig vorbereitet haben.

Starr aber blickten alle Schloßherren über der Etsch und dem Eisack auf die zertrümmerte, unter Flammen verloderte Burg, auf die unerhörte Tat ihres lustigen Trinkumpanß hinunter. Einem jähen Donnerkrach vom blauen Himmel herab glich sie, ließ den Ausbruch eines ungeheueren Gewitters über dem ganzen Land ahnen, und in Hast knüpften die großen Geschlechter ihren „Bund an der Etsch“ fester

zusammen. Sie waren kurz erschreckt, doch unerschrocken, nur überrascht und gewarnt, setzten eifertig auf allen Felsrücken und nasen ihr aufgetürmtes Mauerwerk in sichersten Stand und rüsteten ihre gefürchteten Waffentnechte. Wieder lachend taten sie's, nicht im Ernst für glaubhaft haltend, daß ein einzelner junger Hans Habenichts sich auch an ihren Verband wagen werde, vor dessen gewaltiger Macht seine kleinen Fähnlein von Reifigen wie Spreu im Sturm zerstieben mußten.

Und neun wilde Jahre fuhren über Täler und Berge dahin. Fast unerklärbar scheint's, wie es dem Herzog Friedrich möglich gefallen, rastlos an den beiden Flüssen auf und abziehend, mehr als hundert der trozigen Felsennester über ihnen mit unerschütterlicher Ausdauer, eines nach dem andern, zu umklammern, berennen und zur Übergabe zu zwingen, woher er sich die Kräfte dafür gesammelt; aufgeheilt liegt nur vor, daß die Städte und freien Dorfgemeinden zu ihm wider ihre alten Bedränger standen. Doch als zweifellos berichtet die Geschichte, daß in jenen Jahren die stolzen Willanders, Rottenburger, Starkenburger, Wolfensteiner, Lichtensteiner, Spaur, Brandis, Lodron und Bintler mit unzählbaren anderen in dem Kampf gegen ihn unterlagen. Einzig der unerstürmbare und wegen seiner geheimen unterirdischen Ausgänge auch nicht durch Hunger zu

bewältigende Greifenstein, auf dessen Felsenhorst zuletzt die Mehrzahl der von ihren Burgen Vertriebenen allein noch schützende Zuflucht fand, widerstand zweimal der Belagerung und dem Angriff. Doch nach dem vergeblichen Ablassen kehrte der Herzog zum drittenmal zurück, hielt zwei Jahre hindurch den Wolfenthronsiß der Feste scheinbar wiederum erfolglos umschlossen, bis es in einer schwarzen Herbstnacht den an längerer Fortsetzung des Kampfes verzweifelnden noch übrigen „Herren“ gelang, unbemerkt zu entkommen und die Knechte auch den Greifenstein auslieferten.

Der letzte Hort der Bundesgenossen an der Etsch war's gewesen, zur Ohnmacht zusammengebrochen lag der Adel am Boden. In ganz Tirol gab's nur mehr einen Herrn, den Landesfürsten, der zum Zeugnis und Gedächtnismal für spätere Zeit, daß Friedels Tasche „doch nicht so inhaltslos gewesen sei“, einen Ausbau an einem ihm gehörigen Hause zu Innsbruck mit einem aus vielen Tausenden von Dukaten angefertigten „goldenen Dachl“ überdecken ließ.

Eine Überfülle an wildgrausigen Gewalttaten, den Himmel rötenden Feuersbrünsten, blutgefärbt zu Tal fließenden Wassern, Verrat und Treubrügigkeit hatten jene neun Jahre gesehen und gehört; viel alte, hochbenamte Burgen waren an den Bergen abgesunken, in nicht wieder erstehenden Trümmerschutt zusammen-

gestürzt. Bei diesem großen Untergang scheint auch das Talschloß „Maultasch“ weggeschwunden zu sein, das Margarete Maultasche sich neben Terlan am Absturz des Krummen Bergs unter der Burg Neuhaus zum bequemen Verbringen der Winterzeit erbaut gehabt.

Die hochfahrende Selbstherrlichkeit der „Edlen“ an Eisack und Etsch hatte für immer ihr Ende genommen, eine ins Gewicht fallende Bedeutung als die „Herren“ im Lande gewannen sie nicht mehr zurück, mußten sich mit Geringerem begnügen, untereinander Fehden auszuführen und ihr ritterliches Handwerk im Kleinen fortzusetzen, auf den Straßen bei Nacht und Nebel vorüberziehende Kaufleute zu überfallen, wie's trotz der „Goldenen Bulle“ Kaiser Karls des Vierten überall im Reich als über den Gesetzen stehendes adliges Recht bräuchlich geblieben und in der Wildnis der Alpenberge den günstigsten Boden zur Ausübung fand. Doch das waren unwichtige Tagesdinge, um die Herzog Friedrich nicht weiter sorgte; er hatte seinen Lebenszweck erreicht, feste Herrschaft über die Grafschaft Tirol errungen und hinterließ sie seinen Erben. Im Gange des 15. Jahrhunderts folgte ihm sein Sohn Sigismund, der im Gegensatz den Beinamen „der Münzreiche“ erhielt, äußerlich dem Vater ähnelte, auch dessen lebenslustiges Jugendwesen überkommen hatte, doch

nichts von seiner späteren Thatkraft. Er war ein Mann von ungewöhnlicher Schönheit, geistig hervorragender Begabung und einnehmender Liebenswürdigkeit, dessen Trachten sich ausschließlich auf heiteren Genuß beim Becher, Glanz, Kraft und schönen Frauen verwandte; das bot sein Wohnsitz Meran ihm in Fülle, und um weiteres kümmerte er sich nicht. Wiewohl zweimal vermählt, starb er ohne legitime Erben, ob auch mehr als ein halbes Hundert unberechtigter Kinder hinterlassend, und die Grafschaft gelangte an seinen Vetter, den Kaiser Maximilian den Ersten, nach diesem an den Erzherzog Ferdinand, einem Bruder Kaiser Karls des Fünften. Den beiden letzteren lagen notwendiger Dinge ob, als ihr Augenmerk auf das von himmelhohen Bergmassen weltentlegene, abgesperrte Südtirol zu richten; ihnen genügte der Bezug von ausgiebigen gesicherten Einnahmen aus den Erträgen der Steuern und Grenzzölle, und sie gaben die staatlichen Angelegenheiten des eigenartig absonderlichen Landes dem Bemessen der Regierung ihrer Statthalter in Innsbruck anheim. Raum bestand eine andere Verbindung, als über die zur Winterzeit oft monatelang nicht benutzbare Poststraße des Brenner, zwischen der nördlichen und südlichen Hälfte Tirols, so daß die letztere dabei beharrte, wie von jeher in mancherlei Hinsicht eine kleine Welt für sich aus-

zumachen. In anderer Weise auch eine große, wenn man die Giganten ihrer Firngipfel und riesenhaften Felstürme, die schwindeltragend abstürzenden Wände und tausendfältig zwischen ihnen tiefeingekerbten, wildzerrissenen Schluchten in Betracht nahm.

Das winzige Raubnest Bestenstein war während der so lang das Etschtal durchbrausenden Wetterstürme unbeachtet geblieben, offenbar hatte sich's weder dem bayerischen Ehegemahl Margaretes, noch dem Herzog Friedrich gelohnt, Zeit und Mühe an die Eroberung der politisch völlig bedeutungslosen Burg zu vergeuden; erst der Anfang des 16. Jahrhunderts hatte durch die Bürger der Stadt Bozen, oder wer's sonst gewesen, dem von droben aus betriebenen räuberischen Unfug ein Ende gemacht. Dann vernahm man nichts mehr von dem auf der Felsnadel notdürftig wiederhergestellten Trümmerrest, bis sein Inhaber Hans Übelhör auf dem Kirchhof von Andrian, dem Dorfe am Ausgang der Gaidener Bachschlucht in die Erde gelegt worden. Seine Frau, die schöne Maddlena, hatte sich schon seit manchem Jahr vor seinem Tode nicht mehr bei ihm befunden; ob sie gestorben oder was mit ihr geschehen sei, wußte niemand bestimmt zu sagen. In Andrian gab's einige Leute, welche glaubten, ihr Mann habe sie bei einem zwischen ihnen heftig aufgeloberten Zwist von der senkrechten Steinwand in

die Schlucht hinuntergestoßen und das Hochwasser des Baches ihre Leiche unbemerkt zur Etsch davongetragen. Dagegen behauptete ein Gaishub von Gaid, er habe eines Morgens beim ersten Tagesanbruch eine Frau über die Matten gegen den Hochkamm hinansteigen sehen, die ihm jenseits des Krummföhrengürtels und noch ein paarmal weiter aufwärts wieder zu Gesicht gekommen, einem großen, immer kleiner werdenden Vogel gleich, zuletzt nur noch wie ein Punkt, der sich an den Stufen und Staffeln des Gantkofels emporgehoben. Dann sei sie an diesem fortgeschwunden oder in unbegreiflicher Weise über ihn weg nach der andern Seite hinunter ins Nonstal „zu den Italienern“ gelangt. Indes, wer die Frau gewesen und wie sie ausgesehen, wußte der Bub nicht anzugeben, und seine Erzählung beruhte vermutlich auf einem Einbildungsgefißt, denn nur Gamsen und Raubvögel konnten zu dem schroffmächtigen Felsgrat hinankommen, ein Menschenfuß hatte ihn noch niemals erklimmt. So blieb als tatsächlich gewiß nur, daß Maddlena Übelhör eines Tages aus den Mauern auf der Felsnadel verschwunden war, doch weshalb, wie und wohin, ward nicht ruckbar, und niemand irgendwo besaß einen Grund oder Antrieb, sich darum zu bekümmern. Fest stand allein, daß sie nicht auf dem Kirchhof von Andrian begraben worden sei.

Wie gering an Wert eben die Innsbrucker Regierung den Bestenstein einschätzte, zeigte sich darin, daß sie nach dem Ableben Hans Übelhör's das Burglehen nicht für den Landesherrn einzog, sondern es in unbräuchlicher Weise „aus Gnade“ seinen beiden hinterbliebenen Töchtern überließ. Sie bedurften eines Daches über ihren Köpfen; einer Behausung, nach der sonst niemand in Tirol Verlangen trug, und so wurden Katharina und Helena Übelhör unangefochtene Besitzerinnen der Wohnstätte ihres Vaters.

Drittes Kapitel.

Demgemäß teilten die Schwestern ihr Besitztum im kleinen untereinander, wie's einst der Herzog Friedrich und sein Bruder Ernst mit ihren Fürstentümern im großen getan, oder vielmehr sie bewohnten gemeinsam die zur Notdurft hergestellten Burgüberbleibsel auf der Felsnadel. Was sie teilten, war der Inhalt eines von ihnen in einem Mauerloch aufgefundenen alten Kastens, dessen Öffnung Unerwartetes zutage förderte, eine erhebliche Anzahl von goldenen und silbernen Guldenstücken unter einer dichten Schicht drübergeschütteter Tiroler Etscherkreuzer und anderer kleinerer, mannigfach fremdländischer Münzen. Überraschend sah der Fund aus

und zeigte, daß Hans Übelhör ausreichende Mittel besessen habe, seine Bestenstein-Behausung wieder völlig in ihren ehemaligen Stand zurückzusetzen. Aber alle Bequemlichkeit und augengefällige Ausstattung der Räume um ihn mußten ihm gleichgültig gewesen sein; er hatte nichts als das Unerläßliche getan, sie zur Schutzunterkunft gegen Wind und Wetter brauchbar zu machen, den reichhaltigen Geldvorratz zu keinerlei Verannehmlichung seiner Lebensführung benutzt, höchstens dazu, sich den Wein für seinen einsamen abendlichen Trunk zu beschaffen.

Bei seinem Tode stand Katharina im achtzehnten Jahr, Helena mochte um zwei bis drei Jahre jünger sein. Nach ihrer äußeren Erscheinung hätte niemand sie für Schwestern angesehen; die erstere war groß und starkknochig, dickes, grobsträhmig geflochtenes Blondhaar hielt ihren Kopf mit der Farbe von reifen Maiskolben überdeckt und wasserfarbig blaßblaue Augen sahen aus einem breitbackigen Gesicht. Sie mochte manches von ihrem Vater übermacht bekommen haben, dessen Züge indes unter dem dichten Bartwuchs nicht deutlich erkennbar geworden; schön gebildet waren auch sie wohl nicht gewesen, doch einem Manne besser angepaßt, so daß sie bei ihm nichts Auffälliges ausgeprägt hatten. Helena dagegen war auf den ersten Blick der Mutter nachgeartet, von kleinerer und feinerer Gestalt, zartgliedrig und

dunkel in Augen und Haar, das ihr anmutig auf eine alabasterhelle und glatte Stirn herabnickte. Im Nacken trug sie's, anders als sonst ein Mädchen im Etschtal, zu einem weichen Knoten verschürzt; gesehen hatte sie's so nirgendwo und auch von niemand gelernt, war aus sich selbst drauf geraten.

Wenn aber das Äußere nicht auf den geschwisterlichen Zusammenhang zwischen den beiden hinwies, tat dies ebensowenig ihr Verhalten gegeneinander. Sie hatten schon von früh auf wechselseitig keine Zuneigung gehegt, nicht nach Art von Schwestern gelebt, waren niemals über die Zugbrücke zu gemeinsamem Kinderbetreiben nach Matten und Waldbusch hinübergelaufen. So bestand's bis zum Ableben des Vaters und dauerte danach weiter, auch darin, daß Katharina als die ältere ihren Willen der jüngeren überordnete und diese sich ihm, wie sie's stets getan, fügte, ob aus freiwilliger Zustimmung oder einem Gefühl, die leiblich Schwächere zu sein, ward nicht erkennbar. Denn sie tat's schweigsam, ließ sich an dem engen Gemach genügen, das die andere ihr zuteilte, während Katharina die übrigen Räume für ihre Bedürfnisse und Zwecke nutzte und zum hauptsächlichsten Aufenthaltsplatz ein Gelaß im Oberschoß des unversehrt gebliebenen Bergfrieds für sich auswählte. Dort saß sie, wie als alleinige Herrin des Bestenstein's auf die unteren Gemäuer

niederblickend, verbrachte auch die Nacht droben und zog, eh' sie sich zum Schlafen legte, die bewegliche Hakenleiter, an der sie hinaufgestiegen, hinter sich drein, so daß niemand zu ihr emporgelangen konnte. Die beiden Knechte, die ihr Vater gehabt, hatte sie nach seinem Tode alsbald, vermutlich aus Sparsamkeit, als überflüssig entlassen, da gegen eine Bedrohung von außenher die unerklimmbaren Felswände und die aufgezogene Fallbrücke vollständig sicherten, und nur die Ursula, eine schon mit ihren Eltern heraufgekommene, gemach zur „alten Urschel“ gewordene Magd bei sich behalten. Die besorgte alle Wirtschaftsnotwendigkeiten, holte täglich Brot, Milch und Eier von Gaid herüber und kochte in der von Jahrhunderten verrußten, fast lichtlos düsteren Feuerstelle die kargen Speisen zurecht oder mehr schlecht als recht zusammen. Mit ihr stand Katharina, wie von jeher, auf vertrautem Fuß, die Schwestern dagegen kamen fast nur am Mittagstisch in dem zum Essen bestimmten Raum flüchtig miteinander in Berührung, die sich indes einzig darauf erstreckte, daß sie gemeinsam die Mahlzeit einnahmen; ihre Augen begegneten sich nie, und kaum ward dann und wann einmal ein kurzes Wort zwischen ihnen gewechselt. Ihr schweigsames Beisammensitzen erinnerte an das stumme Nebeneinanderleben ihres Vaters und ihrer Mutter, anscheinend wie eine Fort-

setzung desselben; sie hatten nichts gemein, schieden sich vielmehr jede von der andern ab. Wie eine lautlose Kriegführung zwischen ihnen war's, doch merkbar nicht von Helena gewollt und ausgegangen, sondern ihr aufgedrungen. Sie verhielt sich untätig, wehrte allein die Angriffe der Schwester ab, die freilich nicht offen hervortraten, nur als sich in ihren Gedanken verborgen haltend, fühlbar wurden. Aber ab und zu einmal gab ein flackernder Blick der Augen Katharinas von der verschwiegenen Feindseligkeit in ihr Kunde.

So vergingen einige Jahre, während derer jenseits der Schneeberge drüben im Reich sich etwas Unerhörtes bereitete und zum Ausbruch kam. Ganz neuartig zwar war's nicht mehr; schon vor einem Jahrzehnt hatten sich stellenweise am Oberrhein und im Schwabenlande die Bauern erhoben, zusammengerottet und als „Bundschuh“ und „Armer Konrad“ nach einem alten Sprichwort „den Spieß umgekehrt“, das hieß, sich nicht länger von den adligen Herren und geistlichen Herrschaften bedrücken und bis aufs Blut aussaugen lassen, sondern sie waren mit Spießen und Kolben vor Burgen, Klöster und Abteien gezogen, sie zu erstürmen und in Brandschutt zu legen. Doch war damals dieser Aufstand der „Hörigen“ ziemlich rasch niedergeschlagen worden, jetzt aber brach er, zehn Jahre lang unterirdisch weitergeschwelt,

fast in allen deutschen Landen plötzlich mit lodern-
den Flammen aus dem Boden wieder herauf, brachte
Seltames mit sich, denn sogar Edelleute und Städte
schlossen sich ihm an. Die Not der unvorbereitet über-
raschten zahllosen Reichsgrafen, Reichsfreiherrn und
Äbte, selbst auch der größeren Fürsten und Bischöfe
ward groß, einem Weltuntergang ähnlich, schien es
alle zu bedrohen. Zum Schein Unterhandlungen an-
knüpfend, rüsteten die Landesherren und Reichsstädte
im geheimen hastig ihre Streitkräfte gegen die sieges-
trunken wilden Mordbrennerhaufen, die an der
Donau abwärts sich über Bayern und die öster-
reichischen Erzherzogtümer verbreiteten, in die Alpen
nach Salzburg und Tirol hineinwälzten. Im letzteren
erhob der Bauernführer Jakob Geismayer die Bund-
schuhfahne, durchstürmte mit ihr alle Täler und Berge
der nördlichen Hälfte und rief die Insassen jeder
entlegensten Almhütte zum Befreiungskampf gegen
die Leibeigenschaft, die adligen Grundherren und den
Erzherzog Ferdinand zu den Waffen auf. Zwischen
den Mauern Innsbrucks saß, rings von aufständischen
Massen umschlossen, macht- und hilflos die Landes-
regierung, zu nichts weiterem als mühevoller Ver-
theidigung der Stadt fähig.

Um diese Zeit in einer stürmischen Augustnacht
wachte auf dem Bestenstein Helena aus dem Schlaf
auf. Ihr war's, ein Geräusch habe sie geweckt,

doch vernahm ihr horchendes Ohr nichts mehr, die Fensterlufe ihrer Kammer hatte wohl im Wind geklappert. Wieder einschlafen aber konnte sie nicht und ward zuletzt von einer Unruhe getrieben, aufzustehen und sich behutsam an die Zugangstür der Burg hinauszutasten. Da stieß ihr durch diese Zugluft entgegen, schweres Wolkendunkel bedeckte alles, doch Wetterleuchten zuckte daraus hervor und ließ sie wahrnehmen, daß jenseits des offenen Tors die Zugbrücke niedergelassen lag. Jemand mußte sie zum Hereinkommen benützt haben, das konnte nicht ohne Wissen und Willen ihrer Schwester geschehen sein, und unwillkürlich wandte sie sich, lautlos huschend, dem Bergfried zu, von seinem Zugang auch in ihn hineinzusehen. Tote Finsternis erfüllte sein Inneres, indes ebenfalls kam ihr hier ein bläulicher Wolkenschein zur Hilfe, machte möglich, zu unterscheiden, die zum Gemach Katharinas hinanförende Hakenleiter sei nicht wie sonst in die Höhe gezogen, sondern gleich der Fallbrücke draußen bis zum Boden herabgelassen. Das ließ kaum in Zweifel, droben bei ihrer Schwester befinde sich jemand, doch wer und zu welchem Zweck wußte sie sich nicht zu deuten, war ihr im Grund auch ganz gleichgültig. Im Wind und Dunkel indes überließ sie mit einem unheimlichen Gefühl, daß sie sich hastig nach ihrer Kammer zurücktastete und drinnen den Kiegel vor

die Thür schob. Nun vernahm sie nichts mehr, schlief wieder, und als der Morgen gekommen, trug sie nur noch eine verschwommene Erinnerung in sich, während der Nacht aufgestanden zu sein. Im hellen Licht war auch alles wie immer, das Burgtor geschlossen und die Fallbrücke aufgezo-gen, und ungewiß befragte sie die Ursel, ob die nichts gehört habe, erzählte ihr, was mit Thor und Brücke und der Hängeleiter im Bergfried gewesen sei. Doch die Alte antwortete grinsend: „Das hast du im Traum gesehn und ohn' Besinnung gewandelt; sieht man's dir auch nicht an, du bist in die Zeit gekommen, wo die Nachtmarden Dirnen auf die Brust drückt. Glaubst, der Junker Boland wär' im Wolfs-hemd zu uns herein, die Kazzi zu besuchen? Der brauchte die Brück' und Leiter nicht, könnt' als Fledermaus durch die Luft. Und wozu sollt' er's, was hätt' er mit der Kazzi?“

So war Katharina von ihrem Vater genannt worden und tat's die alte Ursel fort. Sie lachte zu ihren letzten Fragen, wie jemand über ein einfältiges, noch zu keinem Begreifen fähiges Kind lacht, und Helena mußte ihr recht geben, sie habe töricht etwas nur von ihr Geträumtes wirklich zu hören und sehen gemeint. Selbst hatte sie sich ja auch gefragt, wen Katharina denn bei Nacht zu sich hätte hereinlassen sollen und zu welchem Zweck, und ebenso hatt's die Ursel mit spöttischem Grinsen gesagt;

nur ein ganz unsinniger Traum konnt's gewesen sein, wie er zuweilen so kam und sonderbare Bilder in der Vorstellung festhatte, daß man nachher nicht begriff, er habe sie aus nichts als Einbildung geschaffen. Trotz dieser Erkenntnis blieb von der Antwort der Alten in Helena etwa Unruhvolles zurück, daran hauptsächlich die Zeit schuld trug, die allerorten böseartige Elben, Kobolde und Wichte, in Tiergestalt verwandelte Menschen und spukende Geister von Toten umgehen ließ; unter ihnen nahm der „Höllenvolf“ oder „Kaffejahn“ oder „Junker Boland“, als der schlimmste von allen, den obersten Rang ein. Er war der „böse Verderber“, den die geistlichen Herren drunten in den Kirchen von Adrian und Terlon den „Teufel“ benannten, der in mancherlei Gestalt, oft in die eines vornehmen Junkers verkleidet, als „Hintefuß“ — denn sein linker Fuß war der eines Bockes — unablässig umsuche, wen er in seine Gewalt bringen könne. Und die Ursel hatte gesagt, er verstand's, durch die Luft zu fliegen, gegen ihn sicherte keine aufgezugene Brücke und kein Mauerwerk; Helena erinnerte sich, schon vor langer Zeit war's ihr zu Ohren gekommen, er konnte als Fliege sogar durch die kleinste Lufenrige hereinkriechen. Und wach war ihr geworden, daß sie als Kind einmal die Alte gefragt, wo ihre aus dem Hause weggeschwundene Mutter geblieben sei, und jene darauf Antwort

gegeben, der Teufel habe ein Recht an sie gehabt und sie fortgeholt.

Im noch nicht siebzehnjährigen Kopf Helenas ging das um, schwächte sich wohl unter tags ab, doch war nicht auslöschbar, sondern kam bei Nacht zurück und trieb ihre Hände dazu, wenn sie draußen ein Geräusch zu hören glaubte, ihre Ohren fest zuzudrücken. So vernahm sie zwar nichts mehr wirklich, empfand indes trotzdem allnächtlich, die Fallbrücke werde jetzt wieder heruntergelassen, und lag, wechselnd heiß und kalt überlaufen, mit geschwind klopfendem Herzen, denn ihr ward's beinah gewiß, es müsse Übles auf der Burg vorgehen. Allmählich aber steigerte sich dies unheimliche Gefühl so hoch in ihr an, daß sie's einmal machte wie einer, der aus Angst, in ein reißendes Wasser zu stürzen, geradezu hineinspringt; sie stand in einer Nacht, die durch den Lufenspalt einen Mondstrahl in ihre Kammer einfallen ließ, wieder auf und schlüpfte hinaus. Da gewahrte sie in der weißen Lichthelle alles so, wie's ihr damals vor Augen gestanden, das Thor offen und die Brücke dahinter über dem Abgrund liegend. Es war also doch kein Traum gewesen, sondern jemand auf dem Bestenstein, der in jeder Nacht wiederkam, aber fliegen konnte er nicht, mußte zu Fuß über den Fallsteg gehen. Fast ohne zu wissen, was sie tat, kauerte Helena sich seit-

wärts vom Bergfried in schwarzem Schatten zu Boden und blieb dort unbeweglich wohl stundenlang hocken, wenigstens rückte der Mond um so viel weiter, daß sie ein paarmal, um nicht aus dem Schatten zu geraten, an der Mauer hin mitrücken mußte. Dann indes erscholl einmal im Innern des Turmes ein knarrender Ton, es kam etwas von der Hängeleiter herunter, und gleich darnach trat ein großgewachsener Mann, deutlich sichtbar werdend, in die Helle heraus. Sie ließ erkennen, daß ein schwarzer Bart sein weißfarbig von ihm absteckendes Gesicht umgab, auf dem Kopfe trug er eine enganliegende Eisenkappe und unter einem die lange Gestalt umhüllenden Überhang auch wohl ein eisernes Rüstkleid, denn ein leises Geflirr tönte davon her. Helena duckte sich noch niedriger zusammen, sie meinte, ihr Herzklopfen müsse hörbar werden; nun knatterte am Bergfried etwas, eine Fensterluke wurde geöffnet und die Stimme Katharinas sprach gedämpft herunter: „Komm gut heim ins Tulenneß, Junker Stott, morgen nacht wart' ich wieder auf dich und die Brücke liegt nieder. Das Schwert besorg' ich für dich beim Platner in Bozen, dazu hab' ich's in der Truhe; keiner soll's wie du am Gurt tragen. Geh' sacht, daß du die schwarzfedrige Gans nicht aus dem Schlaf störst, sie hat schon einmal von dir geträumt; ich tu's anders, weiß und spür's, daß du leibhaftig

bei mir warst. Die Urfel hört dich und zieht auf, wenn du hinaus bist." Jetzt ging der von droben her Angesprochene, und die im Schatten Verborgene sah, daß er beim Ausschreiten den linken Fuß ein wenig nachzog; außer Zweifel war's der „Junker Boland“. Junker hatte auch ihre Schwester ihn benannt. Reglos wartete sie noch, bis ihr das Aufziehen der Brücke zu Gehör gekommen, begab sich dann geräuschlos in ihre Kammer zurück.

Am Morgen stand Helena mit einem festen Entschluß auf, sie wolle keine Angstnacht mehr auf dem Bestenstein zubringen. Als sie am Mittagstisch mit der Schwester zusammentraf, sah die ihrem Gesicht etwas Verstörtes an und richtete ungewöhnlicherweise ein paar Worte an sie: „Hat der Alp dich heut' nacht gedrückt? Ich glaube, du schläfst in deiner Kammer nicht richtig, und habe der Urfel geheißen, dein Bett in die Erkerstube zu schaffen, wo immer mein Vater geschlafen.“ Eine überraschende Fürsorge der Sprecherin gab sich darin kund, deren Gesicht von einer vollroten Farbe strogte, so daß die Unschönheit seiner Züge heut von' ihr etwas verdeckt ward. Helena erwiderte: „Bin ich dir nicht weit genug vom Turm weg und störe dich bei Nacht? Gewiß, das will ich nicht mehr.“ Doch abbrechend setzte sie rasch hinzu: „Aber warum sagst du dein Vater, nicht unser?“ — „Weil er meiner

war, nicht deiner; mit dir hatte er nichts zu tun.“ — Das hörte die Jüngere zum erstenmal, verstand's nicht und antwortete: „Wenn er etwas mitbrachte, gab er's freilich immer dir, und ich bekam nichts.“ — „Er wußt's gut, warum, du hattest ihm nicht sein Haar, seine Augen und was sonst an ihm war, mitgebracht, da gab er dir auch nichts.“

Aus den Lidern Katharinas glimmerte hervor, sie habe außer der Haar- und Augenfarbe noch etwas von ihrem Vater mitbekommen, das er zwar stets schweigsam im Innern verborgen hatte. Bei ihr aber brach sein verschwiegener Haß heraus, als Erbteil von ihm setzte sie den lautlosen Kampf, den er gegen seine Frau geführt, gegen die Tochter derselben fort; zum erstenmal war's ihr unverhohlen über die Lippen geraten. Doch die andere begriff immer noch nichts davon und sprach zurück: „Was liegt denn daran, wie man aussieht, und konnt' ich für mein Gesicht? Das gab doch dem Vater kein Recht dazu, aber unsere Mutter hat mich dafür mehr lieb gehabt.“

Jetzt fuhr der Schwester höhnisch heraus: „Willst du von Recht sprechen, die keines hat? Gar keins und an nichts! Du bist eine Gans, sieh deine schwarzen Federn im Wasser an, die sagen's dir. Du hast sie von einem welschen Hahn drüben hinter Gantkofel, die Urfel weiß auch, wer's gewesen.

Aber ich stamm' von meinem Vater her, und deine Mutter ging mich nichts an. Von der hab' ich nichts; alles, was Menschen gefällt, von ihm, Haar, Augen und Gesicht. Pfui über dich! Bertriech' dich in ein Unkenloch, daß keiner dich sieht!"

Sehr selbstgewiß, zuversichtlich war's gesprochen, aber auch recht unvorsichtig, denn einen Zuhörer, der ihre plumpe Häßlichkeit mit den feinen Zügen Helenas vergleichen gekonnt, hätt's zum Lachen aufreizen müssen. Und auch der letzteren flog's auch nun halb unbewußt von den Lippen, zum erstenmal, daß sie ihrer Schwester eine derartige Antwort zu entgegnen wagte: „Ich will dem Hinfefuß ja nicht gefallen. Doch tauschen möcht' ich mit dir auch nicht, mit deinem Mund. Bei unserm Vater kam's nicht jutag; ich glaub', er hatte wohl den gleichen, nur hielt's der Bart zugedeckt. Aber deiner sieht aus, als könntst du von der Maultasche herkommen, wie's die Leute reden, daß sie's so gehabt hat und ihr darum den Namen geben.“

Das war von ihr gleicherweise unvorsichtig gesagt, und sie erschrak vor dem Blick, der ihr aus den wässerigen Augen Katharinas ins Gesicht schoß. Die stieß nur kurz dazu durch die Zähne: „Da trüg' ich hochedles Blut in mir fort“, sprang vom Tisch auf und verschwand aus dem Gemach. Helena fühlte, daß die Schwester ihr eben unverhohlen töd-

liche Feindschaft kundgetan habe; das befestigte den Vorsatz, mit dem sie am Morgen aufgewacht war, noch mehr, denn bei dem Gedanken, noch in der Burg zu sein, wenn der nächtliche Besucher Katharinas wiederkomme, lief's ihr grauſig über den Rücken. Aber wie eine Taube, die von der Furcht klug gemacht wird, duckte sie sich still in eine Ecke, daß von ihrem Vorhaben nichts merkbar ward, bis der spätere Nachmittag herangekommen. Da trat sie in die Küche, nahm das Holzschaff, drin die Urſel täglich aus Gaid die Milch holte und ſagte, ſie wolle ſelbſt heut' dazu hinübergehen. So ließ die Alte den Fallſteg herunter, und die Junge ſchritt eilig drüber weg nach dem Bergrücken. Doch als ſie den Waldbuſch erreicht, bog ſie nicht nach links zum Weiler um, ſondern ging, daß Gefäß von ſich werfend, zur Rechten am Felſhang abwärts. Wohin ſie ſolle und wolle, wußte ſie nicht, nur irgendwo zu Menſchen, denn die hinter ihr auf dem Beſtenſtein waren keine Menſchen, auch die Urſel nicht, ſtanden mit einem böſen Unhold im Verband. Ihre Füße hatten keinen Weg noch Steig unter ſich, und gefährlich ſchoffen oft Steinwände ſenkrecht vor ihr ab; aber ſie war leichtfüßig und behend, ſchwang ſich manchmal faſt wie ein Vogel weiter oder klammerte ſich an Gezweig und Wurzeln, daran niederzuklettern. Ein paarmal ging's wohl um ihr Leben. Doch nicht ſo

schlimm, als wenn sie die Nacht droben geblieben wäre, denn dann wußte sie sicher, hätte sie den Morgen nicht mehr wiedergesehen. Sie besaß dort kein Recht an etwas, weil ihr Haar dunkel und ihre Augen braun waren, und der letzte Blick Katharinas hatte gesprochen, sie habe auch kein Recht, länger zu leben. Hier bangte ihr vor dem Tode durch einen Absturz nicht, aber vor dem in ihrer Kammer schüttelte es sie mit Grausen. Sie fühlte, niemand hätte ihr drin etwas anzutun gebraucht, der Atem wäre ihr vor unheimlicher Angst von selbst stillgestanden.

Doch unverletzt kam sie zum Etschtal hinunter, wußte im ersten Augenblick nicht wo, bis sie erkannte, der Gaidener Bach schäume sein Wasser nah vor ihr aus der dunklen Schlucht heraus, und ein alter viereckiger Bergfried mit ziemlich hoher Umfassungsmauer drumher sei das, wovon sie gehört, daß es „Wolfsturm“ genannt werde. Nach rückwärts sah die senkrecht aus der Kluft aufsteigende Felsnadel des Bestensteins drauf nieder; vor dem zerscharteten Zugang des Gemäuers stand der Adrianer Bauer, dem es von Vorfahren her als Besitz zugefallen war, im Gespräch mit einem anderen, der, ein kurzes Schwert am Gurt tragend, beim Vorüberkommen neben ihm angehalten hatte. Das waren ein paar Menschen, und das Mädchen ging auf sie zu und

fragte den älteren, ob ihm der Turm angehöre. Da er mit dem grauen Kopf nickte, fuhr sie rasch fort, ob er's ihr erlaube, bei Nacht drin zu schlafen, sie wolle ihm gern dafür am Tag Magddienst tun. Dazu aber schüttelte der Bauer jetzt verwundert den Kopf und versetzte danach, er wohne nicht im Wolfsturm, habe sein Haus drüben überm Bach in Adrian und darin keine Magd nötig als seine Tochter. Doch nun fiel der andere neben ihm ein: „Wisset Ihr den Steig zum Bestenstein hinauf nicht, Jungfrau, oder scheuet Euch, ihn allein zu gehen, da will ich Euch geleiten.“ Aus den Worten ging hervor, Helena mußte ihm von Angesicht bekannt sein, und ihr geriet unwillkürlich vom Mund: „Woher wißt Ihr, daß ich von dort bin? Ich habe Euch doch noch niemals gesehen.“ Ein noch jüngerer, schlank hochwüchsiger Mann, wohl um die Dreißig, war's mit offenem Gesicht und Vertrauen weckenden ruhigfreundlichen Augen; er antwortete: „Es ist ein anderes, ob ich Euch sehe oder Ihr mich. Ich nahm Euch einmal über den Absturz hin gewahr, als ich nach Gaid wollte; da standet Ihr neben Eurer Schwester unterm Tor und waret sehr verschieden an Aussehen von ihr, daß man euch kaum für Schwestern halten mochte.“ Darüber erschraf Helena, und unbedacht entfuhr's ihr: „Wenn's wieder so geschah, da verratet Ihr nicht, daß Ihr

mich hier angetroffen habt." Das ließ über die Züge des Fremden einen Ausdruck gehen, der sich aus einem Staunen wie zu dem eines aufwachsenden Verständnisses umwandelte, er schwieg einen Augenblick, eh' er erwiderte: Mich führt nichts nach dem Bestenstein. So gedenkt Ihr heut abend nicht mehr zu ihm hinauf, Jungfrau?" Im Gesicht der Befragten stand deutlich ein „Nein“ zu lesen, und er fügte nach: „Aber hier könnt Ihr nicht bleiben, der Wolfsturm ist nicht bewohnt. Wenn ihr euch nicht scheut, noch zwei Stunden Wegs —“

Doch beim letzten Wort stockte er und brach ab, als ob ihn selbst eine Scheu besalle, auszusprechen, was ihm auf der Zunge gelegen. Statt dessen redete er, sich abkehrend, unvernehmbar sacht zu dem Bauern, dessen Kopf willfährig nickte; dann wandte er das Gesicht wieder gegen Helena und sagte: „Es soll geschehen, Jungfrau, wie Ihr's wollt; morgen früh könnt Ihr im Sonnenlicht mit Euch ratschlagen, wohin Ihr zu gehen gedenkt. Ich muß jetzt meinen Weg fortsetzen, damit ich vor dem Nachtdunkel heimkomme.“

Er verneigte seinen Kopf dabei leicht zu einem Grusse, der nicht von bäurischer Art war, schritt rasch der Bergwand zu, von der das Mädchen herabgeklettert, und stieg, ein wenig weiter talauf, an ihr empor, augenscheinlich auf einem wohl steilen,

doch gangbar nordwärts zur Höhe des Mittelgebirges hinanförenden Pfade. Der Bauer setzte nun gleichfalls den Fuß vor, auf einer Steinfurt über den Bach nach Andrian davonzugehen, aber Helena hielt ihn mit der Frage an, wer der andere gewesen sei. Darauf ward ihr Antwort: „Der Uß war's, Ulbert Siefmoser, der ober Nals die Burg Payrsberg für die Herren auf Boymont hütet. Das tut not, denn dem Zeitenhofener auf Kasatsch traun sie nicht über den Weg. Er selber ist auch ein Herr, ob er zwar nicht anders heißt, als ich. Aber wir sind's nicht geblieben, die Maultasch oder der mit der leeren Tasche hat's wohl so gemacht. Seid ihr vom Bestenstein? Da haben auch lang arge Leut' gefessen, so wie der Stott Zeitenhofen, und der letzte hat seine Frau umgebracht. Aber Ihr seht nicht schlimm aus; wartet hier, meine Tochter kommt zu Euch herüber, wie's der Uß mich geheißten.“

Der Alte kreuzte jetzt über den Bach, und Helena setzte sich auf einen Stein am Zugang zum Wolfsturm. Drüben glänzten die hohen Steinwände über Tarlen noch in der Abendsonne; wenn sie den Kopf umwandte, stieg rückwärts hinter ihr die Felsnadel aus der düsteren Klust empor, doch das Gemäuer darauf war, von einem Vorsprung des Waldhangs verdeckt, nicht sichtbar. Wie ein junger Vogel, der von da droben aus dem Nest heruntergefallen, saß

sie; in ihrem Kopfe ging's etwas verworren zu, aber nur wunderbar, nicht unheimlich. Trotz der Einsamkeit um ihren Sitz her fühlte sie sich in einer Geborgenheit, hätte um nichts wieder auf dem Bestenstein sein wollen. Einiges von dem, was zu ihr gesprochen worden, hatte sie begriffen, doch das meiste nicht; sonderbar lag ihr der Name „Stott Zeitenhofen“ im Ohr. So, als „Junker Stott“ hatte Katharina in der Nacht vom Bergfried herunter ihren davongehenden Besucher angeredet, und so kürzte man im Volk oft, wie auch mit Stoffel, den Namen Christoph ab. War er denn nicht der „Junker Boland“? Freilich, durch die Luft zu fliegen ward ihm nicht möglich. Aber wenn er ein Mensch wie andere war, weshalb kam er dann bei Nacht über die heruntergelassene Brücke in die Burg? Der Bauer hatte gesagt, dem traue man nicht über den Weg und danach sah er auch aus. Warum traute Katharina ihm denn? Es war doch wohl nicht der Stott Zeitenhofen, sondern ein anderer.

Hin und her gingen die undeutlichen Gedanken durch den Kopf Helenas und mählich schwand die Sonne vom Terlaner Felskamm ab. Dagegen machte sich ihr etwas bisher nur dumpf Empfundenes nachdrücklicher bemerkbar; sie hatte den ganzen Tag fast nichts an Nahrung zu sich genommen, und es hungerte und durstete sie. Da kam von Adrian her über die

Steinfurt eine Bauerndirne auf sie zu, allerlei Sachen auf den Schultern und in den Händen tragend; kräftig gewachsen und blondköpfig, konnte sie an Katharina erinnern, doch ihr Mund war keine Maultasche und in ihren Augen lag nichts feindselig Böses. Nur neugierig-verwundert sah sie die Unbekannte an und sagte: „Der Vater hat mich geheißen, Euch das zu bringen und die Nacht bei Euch im Wolfsturm zu bleiben.“ Sie lud ein paar härene Decken ab und stellte einen Milchkrug und Brot vor die Sitzende hin, der als Erklärung dafür aufging, ihr das zu schicken, habe der Ulbert Sietmoser den Bauern beauftragt. Dankbar griff sie mit Begehrlichkeit nach den ihr nottuenden Stärkungsmitteln, trank und aß, und es mundete ihr besser, als jemals etwas bei den gemeinsamen Mahlzeiten mit ihrer Schwester. Die junge Dirne begab sich in den Turm hinein, und nach einer Weile ihr folgend, sah Helena sie dort mit den Decken aus Heu, das im Innern aufgestaut lag, eine Lagerstatt herrichten. Ein im ganzen recht wohlgebildetes Mädchen war's, das, wie's der Zuschauenden ins Gedächtnis kam, auch den Namen Sietmoser führen mußte, aber durch eine grobe Art ihrer Züge nicht in Zweifel darüber beließ, es sei eine Bauerntochter. So war sie von gleicher Abkunft mit dem, der ebenso hieß, und doch so verschieden von ihm; wie das

geschehen konnte, fiel nicht leicht zu begreifen. Freilich, der Alte hatte gesagt, der andere wäre ein Herr geblieben; das sah man ihm trotz seiner einfachen Kleidung auch an. Es mußte wohl so vorkommen können, sogar bei Schwestern, denn Verschiedeneres an Aussehen als Katharina und sie ließ sich auch kaum denken.

Doch dachte Helena nicht weiter darüber nach, die Augen waren ihr sehr müde geworden, sie befragte das Mädchen, wie es heiße, und erwiderte auf die Antwort: „Sefferl Siefmoser“ nur noch: „So schlaf gut, Sefferl“; danach streckte sie sich auf die Lagerstatt und fiel rasch in Schlaf. Das eingebrochene Dunkel deckte sich über sie, wohl manche Stunden lang, aber dann erwachte sie doch einmal. Wovon, kam ihr nicht gleich zum Bewußtsein. Ein Ton war's wohl gewesen, und nun erkannte sie's auch; unweit von ihr lag Josefa Siefmoser laut schnarchend auf dem Heu.

Daß sie die nicht allein hörte, sondern auch sah, hatte Seltsames an sich, doch nur kurz, denn ihr ward's schnell dadurch verständlich, eine Helligkeit falle in den Wolfsturm herein. Der Mond war wie in der letzten Nacht wieder gekommen und trieb sie unwillkürlich an, aufzustehen und vor den Zugang des alten Bauwerks hinauszutreten. Wie gestern auch lag das weiße Licht vor ihr und zeigte

ihr ebenso wieder in einiger Entfernung draußen eine dunkle Mannesgestalt, die langsam neben dem Bach hin und her schritt. Einen Augenblick schaute Helena nach der hinüber, kehrte dann in den Turm zurück und legte sich wieder auf ihr Lager. Ein Gefühl überkam sie, diesmal habe ihr's wohl wirklich nur geträumt, aufgestanden zu sein und aus dem Schatten hervor ins Mondlicht hinauszugesehen zu haben. Doch heut war's ihr gar nicht unheimlich dabei geworden; sie schief nach ein paar ruhigen Atemzügen aufs neue ein und dann stellte ihr ein Traumbild abermals einen schlank-hochwüchsigen Mann vor Augen, der draußen die Nacht hindurch vor dem Wolfsturm auf und nieder wanderte.

Viertes Kapitel.

Ungefähr um zwei Wochen danach ward das Etschtal durch ein plötzliches Ereignis zu hochgradiger Erregung aufgeschreckt. Ein starker zusammengerotteter Bauernhaufen, mutmaßlich aus den wilden Bergen von Mälten, Salten und Jenesten herabgekommen, hatte sich bei Nacht der Burg Neuhaus der Ritter von Niedertor durch Überfall zu bemächtigen versucht. Die rohe Masse mußte einen kundig-erfahrenen Anführer besessen haben, auf dessen Weisung sie sich mit den nötigen Erfordernissen zum Gelingen ihrer

Abficht versehen, Schießwaffen, Steigleitern und mannigfachen Brennstoffen zum Ausschleudern über die Mauern; doch die Burgmannschaft war noch rechtzeitig wach geworden, ein heimliches Heraufklimmen der Angreifer zu verhüten und den danach erfolgten Ansturm gegen ihre Schutzwehr, die sich zum guten zumeist über Felschroffen emporhob, mit Aufbietung aller Kraft abzuschlagen. Am schlimmsten hatte sie der qualmende Rauch ringsum in Brand gesetzter dürrer Holzstöße gefährdet, indes gelang ihnen das Auslöschen drohenden Übergreifens des Feuers auf das Gebälk im Innern, und als der Morgen angebrochen, waren die Belagerer spurlos in ihre Hochwildnisse zwischen Wald und Gestein zurückgeschwunden.

Erschreckend aber lief am Morgen die Botschaft von dem nächtlichen Überfall auf allen Burgen und Schlössern zwischen Bozen und Meran um. Was er bedeutete, litt keinen Augenblick Zweifel; der von dem Bauernführer Jakob Geißmayer im nördlichen Tirol angeschürte Bundschuhaufruhr war unversehens jetzt auch über den Brenner herübergekommen, und was Neuhaus betroffen, drohte sämtlichen Adelsitzen in gleicher Weise. Auch hier ward „der Spieß umgekehrt“, nicht die Herren sollten mehr nach ihrem angeborenen Recht das Landvolk ausrauben, sondern dies machte seine Überzahl geltend, an ihnen Ge-

walt zu üben. Derselbe Tag noch brachte Nachricht vom Herabbringen bewaffneter Bauernrotten durchs Eisackthal auf Bozen zu, dem damit das gleiche Geschick wie Innsbruck drohe, rundum eingeschlossen zu werden. Die Aufständischen mußten inögeheim mit Geldmitteln zur Ausführung ihrer Pläne versehen sein und wurden wahrscheinlich von Leuten, die sich aufs Kriegswerk verstanden, geleitet; man sprach, es befänden sich einzelne in Eisenkleidern bei ihnen, die ihre Gesichter hinter geschlossenen Visiergattern unerkennbar machten. So wurde Hals über Kopf auf allen Burgen gerüstet, der jäh wie ein Wetterstoß hereingebrochenen, unheimlich im Dunkel lauenden Gefahr zu begeben.

Während jener beiden Wochen vor dem nächsten Geschehnis drüben jenseits der Etsch war Helena Übelhör gleichmäßig Tag um Tag im Wolfsturm verblieben; sie wußte nicht, wohin sie sonst könne, stand weitum in keinerlei Beziehung zu irgendwem und hatte nichts an Geld vom Bestenstein mit sich genommen, wäre dazu auch außerstande gewesen, weil sie die ihr zugefallene Hälfte der väterlichen Hinterlassenschaft niemals ausgehändigt bekommen, sondern ihr Erbteil stets von Katharina in der Truhe verschlossen gehalten worden. So nötigte die Hilflosigkeit sie zum Ausharren in dem alten Bau, doch war's noch schöne Sommerzeit, die noch keinen Schuß

gegen Kälte verlangen ließ, und außerdem wandelte ihr Aufenthaltort sich merkwürdigerweise täglich zu einer besser bewohnbaren Unterkunftsstätte um. Der Wolfsturm war im Innern nicht so verfallen, wie er von außen her erschien, hauptsächlich lagen nur die Gemächer drin mit zerbröckelten Wänden, von langer Zeit her unwirtlich verödet, und dem Andrianer Bauern mußte neuerdings in den Sinn geraten sein, seinen wertlosen Besitz wieder in einen vorteilhaften, brauchbaren Zustand zu versetzen. Am Morgen nach der ersten Nacht, die Helena darin zugebracht, begab er sich daran, die zertrümmerten Seitenstücke des Eingangs durch die Ringmauer mit einer Anzahl von Weihelfern derartig herzustellen, die Wiederverschließung der Lücke durch ein kräftiges Bohlenstor zu ermöglichen; wichtiger indes für die Bedürftigkeit des Mädchens war's, daß vom Dorf her auch ein Tisch und eine Bank, sowie allerhand zum Wassers schöpfen und zur Bereitung von Speisen nötige Geräte herbeigeschafft wurden. Diesen Tätigkeiten gab sich Josefa Siefmoser hin, die am Vormittag von Andrian herüberkam, um auf der alten Herdstelle mit Stahl und Stein Feuer anzuzünden und zu kochen, dann verschwand, doch stets beim Herannahen des Abends zurückkehrte und sich als Nachtfährtin der Turminfassin auf das Heu hinstreckte. In solcher Art trug jeder Tag dazu bei, für diese

das verödete Bauwerk besser bewohnbar zu machen, wenn es zwar auch nicht um ihretwillen geschah, sondern offenbar zu einem Zweck, den der Bauer sich vorgesetzt hatte, dienen sollte. Doch über den dachte sie nicht nach, nahm frohsinnig die ihr daraus zuteil werdende Annehmlichkeit in Empfang; verwöhnt war sie von frühester Kindheit auf nicht gewesen, dagegen hier zum erstenmal ein stetiger beängstigender Druck von ihr abgefallen, so daß ihre sonderbare Behausung sie fröhlicher als jemals zuvor sah. Vom Morgen bis zum Abend kam ihr keine „lange Zeit“; in der Abgeschiedenheit auf dem Westenstein hatte sie kaum etwas von Märchen gehört, doch im Gefühl erlebte sie hier ein solches, als werde von unsichtbaren freundlichen Elben für das, was ihr not tat, gesorgt. Das Merkwürdigste geschah aber nicht am Tage, sondern in der Nacht, wenn sie, wie immer einmal, auf ihrer Lagerstätte wach wurde. Dann kam ihr der Antrieb, leise aufzustehen und an der Mauerneigung hinauszutreten. Sie wußte genau vorher, was sie draußen beim Mond- oder dann Sternenschein gewahren werde, und jedesmal war's auch so in Wirklichkeit da, eine hochwüchsige dunkle Mannesgestalt, die in einiger Entfernung gleichmäßig vor dem Wolfsturm hin und her schritt, immer, zu welcher Zeit sie auch aufgewacht sein mochte. Dann ging sie zurück, lag

abermals auf ihrer harenen Decke neben der schnarchenden Josefa und sagte sich beim Wiedereinschlafen, sie habe nur davon geträumt. Das bestätigte auch der Morgen, denn wenn sein Licht gekommen, war weit und breit von der Gestalt nichts zu sehen; nur die Nacht, die Schöpferin der Traumvorstellungen, brachte sie zurück.

So vergingen die Tage der beiden Wochen, und einzig in der Nacht, darin auf halbstündige Weite grad' gegenüber der Angriff auf die Burg Neuhaus ins Werk gesetzt worden, war Helena nicht aufgewacht, hatte von dem drüben tobenden Gelärm nichts gehört und von dem Brandgeloder nichts gesehen. Doch als das erste Frühdämmern in den Türen einfiel, fuhr sie aus dem Schlaf und gewahrte die nächtliche dunkle Mannesgestalt diesmal unter dem Türbogen stehen, ob in Wirklichkeit oder im Traum, wußte sie sich nicht zu sagen. Jene stand mehrere Augenblicke lang wie ein regungsloser, stummer Schatten und heute doch etwas unheimlich; aber dann ging ihr auf, es könne kein Traum sein, denn von der Gestalt ertönten Worte her und wunderbarerweise mit der Stimme des Ulbert oder Uß Siefmoser gesprochen. Nur klangen sie zuerst beinah zaghaft und halb unsicher gestottert: „Verzeihet mir, Jungfrau — daß ich hierherkomme — und Euch erwecke.“ Danach indes fuhr die Stimme,

sicherer werdend, fort: „Aber Ihr könnt nicht länger im Wolfsturm bleiben, sondern müßt von hier weg. Es ist in der Nacht Übles drüben bei Neuhaus geschehen und droht, auch über den Fluß zu kommen. Darum muß ich Euch befragen, ob Ihr auf den Bestenstein zurückwollt — oder —“

Er sprach nicht weiter, erst als Helena von ihrer Lagerstätte aufgestanden, fragte, was denn geschehen sei, gab er Antwort darauf, soweit ihm eine Erklärung des Vorganges möglich fiel. Sie hörte stumm zu und versetzte, als er schwieg: „Nein, auf den Bestenstein gewiß nicht — aber wohin, weiß ich nicht. Ihr sagtet — ‚oder‘ — wißt Ihr eine Zuflucht für mich?“

Nun erwiderte er: „Wenn Ihr Euch nicht scheuen würdet, zwei Stunden Wegs —“

Die nämlichen Worte waren's, die ihm bei dem ersten Zusammentreffen zwischen ihnen vom Mund geraten, und ebenso brach er danach, wie selbst von einer Scheu befallen, wieder ab. Doch das Mädchen entgegnete: „Warum sollte ich mich scheuen, zwei Stunden zu gehen? Wohin meint Ihr?“

Jetzt brachte er hervor: „Auf Panyrsberg wäret Ihr in Sicherheit — sonst wüßte ich nichts — aber dort bürg' ich Euch dafür, so lang mein Arm sich regen kann.“

Aus dem Ton, mit dem er's sprach, klang, daß

er eine große Gefahr im Anzug halte, und Helena erwiderte ohne Besinnen: „Ihr seid der Bürgermeister aus Payrsberg, hab' ich gehört — wenn Ihr mich dahin mitnehmen wollt —“

Hochaufatmend fiel er jetzt ein: „So laffet uns rasch ausschreiten, Jungfrau, damit es nicht zu spät wird. Niemand weiß, was die Nacht ausgebrüet hat.“

Das Mädchen drehte sich zu seiner gleichfalls vom Heu aufgesprungenen Nachtgefährtin um und sagte: „Leb wohl, Sefferl, und hab' Dank für das, was du mir angetan hast!“ Doch Albert Sietmoser fiel abermals und noch hastiger, wie erschrocken, ein: „Nein — Ihr könnt nicht allein mit mir, Jungfrau — die Josefä muß mit Euch gehen, damit Ihr eine Beihilfe an ihr habt. Du brauchst nicht erst ins Dorf hinüber, ich war bei deinem Vater, er weiß schon, daß du uns begleitest und — vorderhand — bei uns auf Payrsberg bleibst.“

Nun schritt er schnell in der Richtung voran, die er am Abend, „um vor dem Nachtdunkel heimzukommen“, eingeschlagen, stieg an der Bergwand auf einem für fremde Augen kaum unterscheidbaren Pfade aufwärts, und die beiden anderen folgten ihm nach. Im Kopfe Helenas ging's eigentümlich hin und wider; ihr konnte keine Ungewißheit darüber bleiben, die allnächtliche dunkle Gestalt draußen sei Albert Sietmoser gewesen. Das hatte sie zwar

eigentlich schon gewußt, aber doch nicht für Wirklichkeit halten können, denn warum sollte er immer vom Abend bis zum Wegschwinden des Dunkels vor dem Wolfsturm auf und nieder geschritten sein? Solch zweckloses Tun eines Mannes vermochte nur ein seltsamer Traum vorzutauschen. Jetzt blickte er nicht um, hielt allein da und dort an, so daß er sichtbar blieb, wo Busch und Baumstämme über das Weiterführen des schmalen Steiges beirren konnte. Steil und beschwerlich ging's lange Zeit hinauf, doch die Füße Helenas bedurften keines Ausruhens, ihre Brust hob sich so leicht, daß ein Gefühl in ihr war, sie würde auch bis zum Hochgrat des Gantkofels emporkommen. Dann öffnete sich einmal ein Ausblick ins Etschtal hinüber, und tief drunten lag das häuserreich ansehnliche Dorf Nals. Der Wald schloß sich wieder, wick indes plötzlich, und da ragte ein wenig mehr zur Linken schon nah von einer Felskuppe, ganz im Glanz der aufgestiegenen Morgensonne gebadet, eine breitstattliche Feste empor, rundhin kraftvoll ummauert und von einem viereckigen Bergfried überrührt. Das war Payrsberg, das andere Schloßbesitzthum der Herren von Boymont drüben auf der Höhe von Eppan, ihrer dortigen Stammburg fast ebenbürtig, vor einem Jahrhundert nicht von „Friedel mit der leeren Tasche“ gebrochen, weil jene nicht mit im Kampf des „Bundes an der

Etſch" wider ihn geſtanden. Als der Burgwart Ulbert von Siefmoſer jezt herannahte, ſenkte ſich die Fallbrücke vor dem hochgewölbten, mit dem Wappen derer von Boymont verzierten Steintor nieder, hinter dem ſich mannigfache Wohngebäude aufhoben, und bald nahm in einem von dieſen Helena und ihre Begleiterin ein geräumiges, weit ins Etſchtal hinunterblickendes Gemach auf, deſſen wohnlich einladende und anmutende Ausſtattung den größtdenkbaren Gegenſatz zum Innern des Wolfsturms bildete.

Zeit aber war's in der That geweſen, raſchmöglichtſt hinter ſtarken Schußmauern Sicherung zu ſuchen, denn die folgende Nacht zeigte bereits an mehreren Stellen Wiederholungen des bei Neuhaus mißlungenen Überfallverſuches; von den Mittelgebirgsrändern des Etſchtals aufglühender Feuerschein legte mit Flammenzeugnis dafür ab. Drüben im Reich hatten jezt allerdings die vereinigten Fürſten und Reichſtädte, beſonders die Heermacht des „Schwäbiſchen Bundes“ unter Führung des weitberufenen Landſknechtshauptmanns Georg von Fronſberg, wenn auch erſt nach langem mühsamen Ringen, den allgemeinen großen Bauernaufſtand durch ein Duzend bluttriefender Schlachten niedergezwungen und für ſeine vielfachen wilden Untaten unerbittlich ſchreckensvolle Vergeltung geübt; in den Alpen dagegen tobte

der brüllende Aufruhr weiter, griff vor allem in Tirol nun erst aus der nördlichen Hälfte nach der südlichen über. Dem Oberführer Jakob Geißmayer strömten hauptsächlich aus den Bergwildnissen „helle Haufen“ zu, wie die Zeit sie, nicht nach ihrer Erscheinung für den Gesichtssinn, sondern noch aus Mittelaltertagen her wegen ihres „hallenden“ lauten Getöses benannte, und alles, was nichts zu verlieren hatte, aus dem Umsturz nur Gewinn einscharren konnte, schloß sich ihnen raub- und raufbegierig an. Ihre Zwecke und Ziele brachten zwar naturgemäß mit, daß die Bewohner der größeren ländlichen Ortschaften nicht gemeinsame Sache mit ihnen machten, doch konnten sie auf keine Beistandsleistung von den bedrohten Adelsfürsten herab rechnen, und waren meistens zu schwach, die anstürmenden Kotten abzuwehren, sondern mußten notgedrungen sich durch Unterhandlungen mit diesen und scheinbare Willfährigkeit vor dem Ärgsten zu schützen suchen. Die Bauernmassen standen zunächst von schwierig-langwierigen Belagerungen der stärkeren Burgen ab, richteten unter einsichtiger Leitung ihre Angriffe gegen die kleineren, durch deren Eroberung sich in reichlicheren Besitz von Feuerwaffen und Pulvervorräten zu setzen, und im Fortgange der nächsten Wochen fielen manche minder widerstandsfähige Schlösser in Trümmer, die dem Verderben

während Margarete Maultasches und Herzog Friedels Zeit entronnen waren oder wieder aufgebaut worden.

Die Feste Payrsberg indes gehörte zu denen, von welchen die Bandenführer vorderhand aus Klugheit abließen; sie besaß innerhalb ihrer starken Mauern eine ausreichende und tüchtige Verteidigungsmannschaft, und die Wachsamkeit des Burgwarts von Siefmoser war weitem bekannt. So befand sich Helena Übelhör sicher geborgen, wengleich von der Welt ringsumher vollständig abgeschnitten, denn draußen waren alle Wege und Stege in der Hand und unter scharfer Achtgabe der Aufständischen, daß nirgendwo Botschaft von einer Burg zur anderen gelangen könne, auch von Payrsberg nach Boymont, wie von dort hierher ward keinerlei Benachrichtigung möglich. Doch mit den Augen konnte Helena weithin umschweifen, die Fenster ihres neuen Wohngemaches sahen auf den größten Teil des Etschtals nieder, und wenn sie zum Oberrand des Bergfrieds hinaufstieg, reichte der Blick von Meran im Norden bis nach Bozen im Süden hinüber. Sehr lichterhell und freudig lag das alles in der Sonne, und ebenso lag's ihr im Sinn, obgleich da drunten überall die böse Bedrängnis gewalttätige Herrschaft führte. Aber hier oben sah sich's so heiter-schön an, nur ein wenig nordwärts über das Dorf Nals hin stach davor ein dunkler Fleck ab, als werde er beständig von Wolken-

schatten überlagert. Aus dem fast unzugänglichen Dickicht eines uralten düsteren Fichtenholzes ragte dort von einem Felsvorsprung am Etschtalrande Mauerwerk aus einer halb abgebrochenen finsternen Türe empor; es hieß Pfaffensburg, doch ward seit Menschengedenken im Volksmunde Kasatsch genannt. Sagenhafte Überlieferungen schwerer Missetaten, die ehemals von den Besitzern desselben verübt worden seien, liefen um, kein Fuß wagte sich bis in die Nähe hinan; zweifellos lange eine Raubburg schlimmster Art gewesen, lag's in einem Gestrüpp einer verrufenen, halb in Trümmer zerfallenen Tagesbehauung bei Nacht umgehender böser Geister gleich. In Wirklichkeit hatte den unheimlichen Bau während des letzten Jahrhunderts ein Geschlecht, Edle von Zeitenhofen, innegehabt, von dem gegenwärtig nur ein letzter Nachkomme übriggeblieben, der einsam wie ein Schuhu drin hauste; wovon er in größter Dürftigkeit sein Leben friste, vermochte niemand sich vorzustellen, noch wußte recht zu sagen, wie er aussähe, denn auch jenem Nachtvogel gleich kam er fast niemals jemandem im Tageslichte zu Gesicht. Doch sprach wohl einer, wenn auf den Almweiden unterm Gantkofel plötzlich ein Kind oder ein Schaf verschwunden war, das der Bär oder Wolf im nächtlichen Dunkel weggeschleppt habe, vielleicht wisse auch der Zeitenhofener, wohin es kommen sei.

Solcherlei Dinge erfuhr Helena aus Erzählungen Ulbert Siefmosers, der täglich gegen Abend in ihr behagliches Wohngemach kam, um sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen, doch richtete er es stets so ein, daß er sie nicht allein antraf, sondern nur in Gegenwart der Josefa bei ihr verweilte. Dann saß er, eine Zeitlang über dies und jenes ihr Unbekannte redend; seine Vorfahren hatten einmal auf dem Eppaner Gelände von den Boymonter Herren eine kleine Nebenburg zu Lehen gehabt. Davon leitete sich seine Verbindung mit diesen noch her. Aber unter der Herrschaft des Bayernherzogs Ludwig war die Burg spurlos vom Erdboden verschwunden und das Siefmosersche Geschlecht seiner Selbständigkeit verlustig gegangen; einige daraus waren nach und nach zu Bauern, wie der in Andrian, geworden, andere hatten Dienstmannenpflichten auf sich genommen, von einem solchen Zweige stammte Ulbert ab. Das vernahm Helena von ihm, und auf ihre Fragen gab er ihr auch Auskunft über das düstere Kasatsch und dessen jetzigen Inhaber Cristoph Zeitenhofen, von dem er mehr, als vielleicht sonst jemand, wußte, denn sie befanden sich ziemlich im gleichen Alter und hatten vormals im Umgang, sogar wohl in Befreundung zueinander gestanden. Doch ward fühlbar, die habe sich schon frühzeitig zum Gegenteil verwandelt, warum, gab der Burgwart nicht an,

ließ nur einen in ihm angehäuften, mit tiefem Mißtrauen gepaarten Widerwillen gegen den ehemaligen Gefährten empfinden, von dessen Tun und Treiben während des letzten Jahrzehnts er keine Kenntniß mehr besaß oder wenigstens nicht kundtat. Anderseits erzählte Helena ihm von ihrem Leben auf dem Bestenstein und dem unnatürlichen Verhalten ihrer Schwester gegen sie von klein auf, durch das sie zuletzt zum heimlichen Davongehen von droben fortgetrieben worden. Dem hörte er achtsam und teilnahmsvoll zu, und einmal ging ein leichtes Stutzen über seine Züge, wie sie vom eigentlichen Anlaß ihrer Flucht, dem nächtlichen Besucher Katharinas sprach, von dem sie wegen seines dunkelumbarteten weißen Gesichts und weil er den linken Fuß beim Gehen etwas nachgezogen, allerdings törichterweise geglaubt, er müsse der Junker Boland sein, zumal ihre Schwester ihn auch als Junker Stott angesprochen. Darüber lachte sie jetzt, durch Nachdenken einsichtiger geworden, als über eine kinderhafte Einfalt; ihr war klar aufgegangen, er sei ein wirklicher Mensch wie andere gewesen, und sie begriff nur nicht, weshalb Katharina ihm bei Nacht die Fallbrücke niedergelassen und was er in ihrem Turmgemach gewollt und gesucht habe. Sie befragte Ulbert Siefmoser, ob er sich das erklären könne, doch er schüttelte stumm verneinend den Kopf und wußte hinterdrein

nur beizufügen: „Nein, Jungfrau, ich begreif's auch nicht. Eure Schwester ist mir nur einmal zu Augen gekommen, als ich Euch neben ihr stehen sah. Ein schöner Tag war's, der mich auf dem Weg nach Boymont über den Buchberg zum erstenmal am Bestenstein vorbeigeführt, weil ich von Gaid aus auf einen unrichtigen Pfad geraten — ja, ein sehr schöner Tag, darum ist es mir unvergeßlich geblieben, und ich erkannte Euch gleich wieder, als Ihr zum Wolfsturm herankamt.“ Hiermit gelangte er wieder dazu, wie öfter, von dem erstenmal zu sprechen, an dem er Helena über die Schlucht hin wahrgenommen, aber wenn das geschah, stand er allemal rasch zum Fortgang auf, weil seiner Burgwartspflicht notwendige Besichtigungen oblagen. Er selbst schien für die Bedürfnisse der von ihm nach Payrsberg Herausgeführten keinerlei Sorge zu tragen, doch sie empfing täglich alles, als ob wie im Wolfsturm unsichtbare gute Elfen für sie bedacht seien und ihr sogar unausgesprochene Wünsche aus den Augen zu lesen vermöchten. Ab und zu drängte sich ihr der Gedanke auf, warum das geschehe, wodurch sie es verdient habe und womit sie es vergelten könne. Aber sie scheuchte diese Vorstellungen immer schnell wieder von sich ab, denn sie hatte und besaß nichts, mit dem sie ihrer Dankbarkeit Ausdruck geben konnte. Wenn sie den ihr zugehörigen Teil der

Hinterlassenschaft ihres Vaters in Besitz gehabt hätte, wäre es anders gewesen, und sie tröstete sich damit, daß es ihr künftig doch vielleicht möglich werde, ihre Schuld abzutragen. Einstweilen indes blieb ihr nichts anderes, als sich hier gleich einem unflüggen in ein fremdes Nest verschlagenen Vogel weiterfüttern zu lassen, und eigentlich fühlte sie sich im Innern davon niemals wirklich beunruhigt, sondern nahm es als ein freundliches Geschenk des Himmels auf, über das man nicht nachdenken müsse, und entwickelte sich zusehends aus einer anmutigen Knospe, der sie bisher geglichen, mehr und mehr zu einer Blüte von ungewöhnlicher Lieblichkeit.

Denn es verrann geraume Zeit so, nicht Wochen, vielmehr Monate, der Sommer schwand, und auch der lange Herbst ging in den Winter über, soweit die Sonne über dem Etschtal einen solchen zuließ. Draußen änderte sich an den schlimmen Zuständen nichts zum Bessern, sondern der Bauernaufruhr nahm noch weiter an Verbreitung und Kraftwachstum zu, besonders im Eisack- und Talsartal, wie am Ritten fielen ihm mannigfach kleinere Burgen in die Hände, und auch auf den größeren sah man allgemein mit steigender Sorgnis der immer höher anschwellenden Bedrohung entgegen. In der nördlichen Hälfte Tirols hatte strenge, die Kampflust lähmende Kälte eingesetzt, dagegen bereitete die süd-

liche ihr keine damit vergleichbare Bitterungsschwierigkeit, dann und wann fallender Schnee schwand stets hurtig wenigstens aus den Talgründen und von den sie begrenzenden Geländen wieder ab. Jakob Geißmayer richtete deshalb sein Augenmerk jetzt hauptsächlich nach Süden, auf die Eroberung Bozens, gebot gleichzeitig auch erfolgverheißende Anstürme gegen die größeren Burgen im Umkreise der Stadt zu unternehmen. Und in einer Januarnacht fuhr Helena jählings, von wildem Getöse aufgeschreckt, aus dem Schlaf; eine wohl beinahe tausendköpfige Bauernmasse war raubend drunten in Nals eingebrochen und hatte sich, von dort zahlreiche Leitern mitschleppend, nach Payrsberg heraufgewälzt. Ein erster Anschlag wider eine der starken Etschburgen war's, mit allem dazu Erforderlichen ausgerüstet und merkbar von einem ortskundigen Ratgeber geleitet, denn die Mehrzahl der Angreifer wandte sich gleich der Seite zu, wo die Ringmauer, wenngleich nicht minder hoch und fest, als rundum, doch unweit einem höheren Berghange zugekehrt, von oben her mit Armbrüsten und Feuerrohren bestrichen werden konnte. Dadurch bot sie an dieser Stelle ihren schwächsten, am meisten gefährdeten Abschnitt, und der Anführer des großen Haufens sah es augenscheinlich darauf ab, diesen Vorteil möglichst auszunutzen. Aber auch Ulbert Siekmoser war hier auf

besondere Verteidigungsmittel bedacht gewesen und nicht unvorbereitet überrascht worden; die auf den angelegten Leitern Emporkletternden wurden zunächst von solchen Strömen ihnen entgegengeschleuderten siedenden Pechs empfangen, das sie geblendet, bis zu den Knochen verbrannt, heulend und brüllend von den Sprossen in die Tiefe zurückstürzten. Mit Sand gefüllte Säcke gaben auf dem Mauerrande vor den Bolzen und Kugeln ziemlich Deckung. Vom Bergfried herab antworteten ein paar Bombarden mit zerhackten Blei- und Eisenstücken auf die feindlichen Geschosse. Etwas Mondhelle durchsetzte die Luft, verhalf indes zu keinem deutlichen Unterscheiden, nur an den Stellen, wohin von den Belagerern angezündetes Föhrenreisig seinen Flammenschein warf, ward flüchtig dies und jenes genauer erkennbar. Denn man sah, daß der Burgwart selbst sich unablässig an der Gegenwehr beteiligte, bald hier, bald dort auftauchte, Überschau zu halten suchte, Anweisungen gab, auch mit eigener Hand seine Waffe führte. Seinen Leuten zum Beispiel zu dienen, setzte er sich furchtlos überall der größten Gefahr aus, doch flog ihm einmal plötzlich ein Schreckens-ton vom Munde, und er stieß den Ruf aus: „Ihr hier, Jungfrau? Um des Himmels willen, wie könnt Ihr solche Unvorsichtigkeit begehen! Bergt Euch rasch im Turm!“ Und von seiner sonstigen

ruhigen Art verlassen, griff er so heftig nach dem Arm Helenas, die aus ihrem Gemach ins Freie hinausgeeilt war, daß er ihr beinahe Schmerz verursachte, und zog sie hurtig in den Bergfried hinein.

Stundenlang tobte der Kampf in gleicher Weise fort, drohte durch die gewaltige Überzahl der Bauern, die ihre Verluste stets zu ersetzen vermochten, die Kräfte der Verteidiger schließlich doch erlahmen zu lassen und mit einer Erstürmung der Burg zu enden. Doch gefellte sich den letzteren ein Weistand: die Angreifer hatten vorher in Mals alle Weinfässer, deren sie habhaft werden konnten, ausgeleert, waren mehr als zur Hälfte betrunken, und die Wirkung des Weines steigerte sich in ihren Köpfen noch höher an. Sie wurden unbotmäßig gegen ihre Anführer, begannen, der Erfolglosigkeit müde, untereinander zu schimpfen und zu hadern, manche taumelten begierig zum Dorf zurück, nach noch unentdeckten Fässern zu spüren. Vergebens schrie der, welcher merkbar ihr oberster Hauptmann war, sie ingrimmig an, griff zuletzt selbst nach einer Leiter und erstrebte augenscheinlich, sie durch sein Vorbild zu vernunftmäßigem Handeln zu bringen und sich nachzureißen. Ein kühn verwegenes Beginnen war's, wenn er auch, sichtlich kein Bauer, durch ein eisernes Rüstkleid und eine Helmkappe mit herabgelassenem Fallgatter besser als die anderen vor Hieb und Stich

geschützt wurde; mit richtiger Umsicht wählte er einen Punkt aus, wo die Mauer gerade von Wehrmännern eutblößt schien und in dunklem Winkel ein unmerktes Gelingen seines Vorhabens verhieß. Nur Ulbert Siefmoser hatte achtgegeben und traf im Augenblick, wie der Kopf des Aufkletternden über den Rand tauchte, diesen mit so wuchtvollem Schwertstreich, daß er den Halt verlor und umschwenkend von den Sprossen zwischen die ihm Nachfolgenden hinunterkollerte. Das brachte eine jähe Sachwendung mit sich; der Abgestürzte ward drunten von den Nächsten unter lautem Geschrei weggeschleppt, und der übrigen bemächtigte sich eine in die Runde umlaufende Entmutigung. Sie gaben offenbar ihr aussichtslos gewordenes Unternehmen auf, trafen Anstalt zum Abzug; diese Wahrnehmung zeitigte im Kopfe des Burgwarts blizschnell einen Entschluß, er ließ plötzlich die breite Fallbrücke niederfallen und brach mit seiner nur kleinen, doch schwergewaffneten Mannschaft unvorgesehen in die Flanke der zu Tal davonziehenden Bauern hinein. Damit versetzte er die Trunkenen in völlige, auch die Halbnüchternen ansteckende Kopflosigkeit; von panischem Schrecken gepackt, rannten alle, ihre Massenhaftigkeit vergessend, die Spieße und Eisenkolben von sich werfend, blindlings wie ein von Hornissen überfallenes Viehrudel abwärts. Die aufmerksam gewordenen Bewohner

von Nals scharten sich rasch mit Hacken und Grabscheiten den Flüchtenden entgegen, von denen viele ohne Widerstand niedergeschlagen wurden, wohl gleiche Anzahl über die steilen Schluchtwände des Grissianer Baches hinunterpolterte, und kaum die Hälfte des tausendköpfigen Haufens gelangte, hierhin und dorthin zerstreut, lebend ins Etschtal zurück.

Der erste Anschlag auf eine der stärkeren Burgen war, hauptsächlich jedenfalls durch die Tüchtigkeit ihres Hüters, mißraten, und frohgemut kehrte dieser im Morgengrauen wieder heim. Er traf Helena in unruhvoller Erwartung seiner Rückkunft an, und ihr geriet vom Munde: „Ihr habt mich in der Nacht gescholten, dazu habe ich wohl mehr Grund, denn Ihr begingt unaufhörlich ganz andere Unvorsicht, als ich.“ Er antwortete: „Das war meine Pflicht, Jungfrau, die Ihr nicht hattet, sondern eine ganz andere, als ich.“ Das verstand sie nicht und fragte: „Welche sollte ich haben?“ Darauf versetzte er lachend: „Die Pflicht, am Leben und unverfehrt zu bleiben,“ und rasch abbrechend, fügte er nach: „Ich wollt', Ihr könntet mir sagen, wen mein Schwert im Eisenwams auf der Leiter getroffen hat. Der Anführer des Haufens war's und er wußte, was ihm am besten gelingen konnte, aber seine Kappe und das Dunkel ließen nichts von ihm erkennen. Gut wär's, wenn's Jakob Geißmayer selbst gewesen, denn er ist

nicht mit heiler Haut weggekommen. Gehabt Ihr Euch wohl bis zum Abend, Jungfrau, und holt Eure gestörte Nachtruhe nach! Es gibt für mich viel Umschau zu halten, wo die Mauern geschädigt worden sind und schleunig der Besserung bedürfen.“ Dazu begab er sich jetzt rasch fort und Helena blickte ihm mit weitoffenen Augen nach. Die Nacht hatte ihr ein völlig anderes Bild von Ulbert Siefmoser als bisher gezeigt, keines der Schüchternheit und beinahe Furchtsamkeit, wie wenn er in ihrem Gemach mit ihr sprach, sondern er könne auch von allen der Unerschrockenste, Todesmutigste und Tapferste sein.

Die Behauptung Payrsbergs war für dies selbst und die Herren von Boymont natürlich von höchster Bedeutung, fiel indes für die südliche Hälfte Tirols nicht schwer ins Gewicht; der Bauernaufstand wurde dadurch keineswegs gelähmt, nur angespornt, sich vor der Wiederholung derartiger Angriffe in reichlicherem Besiz grober Geschütze zu versehen. In allen Niederungen dauerte seine Herrschaft fort, und die Burgbesatzungen blieben überall auf sorglichste Bewachung ihrer Schutzwehren beschränkt, vermochten nirgendwo helfend einzugreifen; die allgemeine Lage gestaltete sich vielmehr von Woche zu Woche bedrohlicher und hilfloser, und die vertierte Wildheit der plündernd, brennend und mordend umgreifenden Horden steigerte sich immer höher an. Wo sie eine Adels-

festen in ihre Gewalt brachten, verfielen die Frauen und Mägde noch schlimmerem Loos als die zumeist nach der Erstürmung sogleich niedergemachten Männer; entsetzenerregende Gerüchte davon liefen um und ließen, wenn sie Ulbert Siefmoser zu Gehör kamen, manchmal sonderbar über sein Gesicht einen Schreckausdruck fahren, der in keinem Einklange zu dem von ihm bewiesenen Mute stand. Er schlief nicht mehr bei Nacht, sondern umschritt unablässig Wacht haltend, Ohr und Auge anspannend, bis zum Morgen die Mauern, streckte sich nur im Tageslicht ein paar Stunden zum Ausruhen hin. Doch ward der Ansturm auf Payrsberg nicht erneut; die Wochen wuchsen zu Monaten an. Das erste Grün schimmerte vom Etschtal herauf, und bald hielt der zauberische Frühling Südtirols, die letzten kalten Winde davontreibend, siegreich seinen Einzug. Blühende Mandelbäume streuten blaßröthliche Flocken drüben zwischen die Rebepflanzungen um Terlan, und mit tieferem Farbengeleucht folgten rasch Pfirsiche nach; aus der Ferne nicht wahrnehmbar, bargen sich neben ihnen vermutlich blaue Veilchen am Boden. Auf dem Bestenstein hatte Helena nie ein Trieb, Blumen zu suchen, angerührt, doch zum erstenmal überkam sie nach diesem Winter ein Verlangen, Veilchenduft einzuatmen, und sie sprach's bei der abendlichen Unterhaltung mit dem Burgwart einmal aus. Indes er erlaubte ihr nicht,

durchs Tor und über die Fallbrücke hinauszugehen, nur seltsam kamen seitdem die Beilchen von draußen zu ihr herein, denn sie fand täglich in ihrem Wohn-gemach einen lieblich duftenden Strauß von ihnen vor.

Da aber brach eines Tags, wütendem Nordsturm ähnlich, jählings über den Brennerpaß ein ungeheures Frühlingsgewitter ins Eisacktal herunter. Nur fuhr's nicht durch die Luft daher, sondern auf Pferdehufen und Menschenfüßen über den Erdboden, denn sein Urheber war der Feldhauptmann des „Schwäbischen Bundes“ Herr Georg von Frondsberg, der mit seiner Aufgabe im Reich fertig geworden und sich jetzt anschickte, hier ihren Rest zu vollbringen. Er kam mit dem eisernen, von ihm selbst zusammengeschweißten und geschmiedeten Besen seiner für unüberwindlich geltenden Landsknechtsfahne und setzte damit über die Täler Südtirols bis zu den schwindelnd-steilsten Schroffen und immer schneeweißen Firnhängen hinauf. Ein Kampf hob an, in dem auch die zahlreichste ungeschulte Masse der Bauern wider ihre Gegner nichts auszurichten vermochte, sie sanken vor diesen zu Boden, wie von Senseschnitten umgemähte Halmschwaden, und keine Zuflucht, nicht Fels, Kluft und Wald sicherte sie vor der Verfolgung. Die Frondsberger Söldner waren drüben in Deutschland auch zu Meistern im Ausspüren von Verstecken geworden und bildeten sich hier noch weiter drin aus, zugleich jedoch auch

in ihrem schonungslosen Haß und Grimm gegen die Bundschuhrotten und Karsthansen, vergalt diesen mit der nämlichen Unerbittlichkeit die von ihnen verübten Greuel und blutleczenden Grausamkeiten. Jetzt wurden die Bauern zum gehegten, nirgendwo Schutz und Erbarmen findenden Wild; in den entlegensten Bergwildnissen loderten die Hütten, Höfe und Dörfer aller, die sich an dem Aufruhr beteiligt, in Flammen auf, die Anstifter, Leiter und Rädelshführer desselben verfielen, wo es gelang, sie lebend zu ergreifen, martervollster Hinrichtung. Ein paar Wochen reichten aus, die Sachlage aufs vollständigste umzukehren, den Schrecken mit noch stärkerem Schrecken zu dämpfen; Jakob Geißmayer und was von seinen Anhängern übriggeblieben, suchte in atemloser Flucht gegen Süden Stellung und der aufgelöste Schwarm ward zum größten Teil noch in der Veroneser Klause vernichtet, von Fronsberger nach Italien versprengt, wo dieser seine Fahne dem Heere des Kaisers Karl V. zum Beistand gegen die Streitmacht des Königs Franz I. von Frankreich zuführte und jenem zu dem großen, entscheidenden Siege bei Pavia verhalf. Über dem ganzen Lande Tirol aber hinterließ er eine Grabesruhe; gleich den Stämmen eines vom Windbruch umgestürzten Waldes lag die aufständische Landbevölkerung hingeschmettert, sich nicht mehr emporzurichten und zum andernmal zu ihrem Verderben

betören zu lassen. Dagegen atmeten die Städte, größeren wohlhabenden Dorfschaften und Burgherren von einem langen, schweren Alpdruck erlöst auf; Ordnung und Sicherheit waren zurückgekehrt, und die Regierung in Innsbruck fahndete, wieder die Macht in Händen haltend, eifrig nach den Aufwiegler und Anführern, die sich nicht über die italische Grenze zu retten vermocht, sondern vielleicht noch da und dort in einer schwer zugänglichen Felsböde verborgen hielten.

Bald nach dieser gründlichen Umwandlung der Dinge aber begab sich eines Abends auf Payrsberg Merkwürdiges. Ulbert Siefmoser saß redend mit Helena zusammen und trug, wie er's die letzten Monate hindurch beständig getan, im Schwertgurt noch einen kleinen nadelscharf zugespitzten Dolch, der dem Mädchen Anlaß gab, einmal zu sagen: „Den habt Ihr nicht mehr nötig und könnt ihn jetzt abtun.“ Er versetzte: „Ja, ich habe ihn jetzt nicht mehr nötig; wollt Ihr Euch seiner bedienen, damit Blumen zu schneiden, so mache ich ihn Euch gern zum Geschenk.“ Helena nahm dies dankbar entgegen, betrachtete ihn und erwiderte: „Ich habe nie recht begriffen, wozu Ihr eine so kurze Waffe, die halb nur wie ein Spielzeug erscheint, bei Euch führtet; in einem ernstlichen Kampf wäre sie doch nicht brauchbar gewesen.“ Darauf antwortete er etwas stotternden Mundes: „Nein, das wäre sie nicht, Jungfrau — Ihr sagt's,

sie war nur ein Spielzeug — das eines Gedankens in mir. Aber doch lang genug — wenn es den wilden Tieren gelungen wäre, in unsere Burg einzudringen — da hätte ich — ehe sie mich niedergemacht — hätte ich zuvor — Euch, Jungfrau, mit dem Dolch ins Herz getroffen — damit Ihr nicht —“

Weiter indes gelangte er nicht, sondern stand mit rot verfärbtem Gesicht, erschrocken über das, was seinem Mund entfahren war, hastig auf und verließ das Gemach. Und um ein paar Wochen später folgte noch Seltsameres nach, denn der Pfarherr drunten in Nals verzeichnete in seinem Kirchenbuch, daß der edelgeborene Ulbert von Siefmoser, derzeitiger Burgwart auf Payrsberg, mit der edelgeborenen Jungfrau Helena von Übelhör, Anerbin auf dem Bestenstein, einen Ehebund geschlossen habe, sich wechselseitig in Liebe zu stützen und zu fördern und Treue zu bewahren, bis daß der Tod sie scheide. Der Hochzeitsfeier wohnten die Herren von Boymont bei, die den Neuvermählten aus alten Zeiten her als halb zu ihrem Hause gehörig betrachteten und ihren großen Reichtum nicht kargen ließen, außers freigebigste das hohe Verdienst zu belohnen, das er sich um sie durch die Bewahrung ihrer Burg während des Bauernaufstandes erworben. Zwar versetzten sie ihn dadurch in eine Selbständigkeit, die ihm ermöglichte, einem ihrer Wünsche nicht zu entsprechen; doch konnte bei

der jetzt verbürgten vollen Sicherheit im Lande auf Payrsberg auch ein anderer gutberufener Burgwart genügen, und die Boymonter Herren bestanden nicht darauf, ihr Verlangen demjenigen ihres bisherigen Dienstmannes überzuordnen. Das junge Paar verbrachte noch den Sommer auf Payrsberg, aber während dieser Zeit ward unablässig drüben an der Ausmündung des Gaidener Baches von Mauern, Zimmerleuten und Schreibern geschaffen, und als gegenüber in Terlan die Trauben gekeltert wurden, zog Ulbert Siekmoser mit seiner jungen Frau im gesichert und wohnlich wiederhergestellten Wolfsturm ein. Den hatte er von seinem zum Bauern gewordenen Namensvetter in Andrian um ein Geringes angekauft, zwar nur eine ziemlich engbeschränkte Wohnstätte, doch er konnte sich als Burgherr und Wiederernewerer des ehemaligen freien Standes seiner Vorfahren darin fühlen. Und ihm war kein Platz zu dieser unabhängigen Lebensführung lieber, als der, wo er das erste Wort mit seiner jetzigen schönen Gefährtin gewechselt hatte und vierzehn Nächte hindurch als Wächter der Schlafenden hin und wieder geschritten war, die er eher mit eigener Hand gestötet, als sie lebend den Schandtaten der Bauern hinterlassen hätte. Jetzt verstand sie klar das damals nur undeutlich aus seinen gestotterten Worten in ihr Aufgedämmerte und war gleichfalls zu einem Ver-

ständnis vorgeschritten, weshalb ihre Schwester die Zugbrücke des Bestensteins für den, der sie nächtlich aufgesucht, niedergelassen habe.

Der verfallene Burgstall auf der Felsnadel war während des Umhertobens der Aufständischen völlig unbeachtet geblieben, sie mochten den Anstieg nach ihm als zu beschwerlich und das Broben zu Erbeutende als nicht des Mühaufwandes wert angesehen haben; nur auf Nachsuche im Mittelgebirg umschweifende Frondsberg'sche Landsknechte hatten einmal Einlaß gefordert, doch beim Anblick der dürftigen Zustände auf die Aussage der alten Ursel, ihre Herrin, deren Mann todkrank zu Bett liege, sei von edlem Stande, sich rasch wieder davonbegeben. Die sonderbare Mittheilung der Alten kam niemand drunten im Thal zu Ohren, und jeder hatte zu der Zeit auch noch voll auf anderes zu tun gehabt, als sich darum zu bekümmern, was auf dem Bestenstein vorgehe. Als aber der Sommer schon seit Monaten die neue Friedlichkeit der Dinge übers Land gelegt, so daß die gesicherte Ruhe wieder zur Gewohnheit geworden, ward in Nals einmal ruchbar, die Katharina Ubelhörin habe in ihrem Burgstall einen Mitbewohner, welchen der davon Berichtende aus einiger Weite über die Schlucht hin selbst mit Augen gesehen, denn er konnte ihn als einen Mann schildern, der mit dem linken Bein zu hinken und am rechten Arm zu lahmen

scheine. Das rief bei den Hörern im Dorf große Lachlust wach; ihnen war's gleich außer Zweifel, es müsse ein Buhlfreund der Katharina auf dem Bestenstein sein, die keinen anderen zum Liebhaber als einen Krüppel habe kriegen können. So befaßte sich beim neuen, wohlgeratenen Weinmost ein Weilchen das Gerede mit ihr; ein paar ältere Leute, die ihren Vater gekannt, wußten anzugeben, das Geschlecht der Übelhör stamme von einer der vielen Liebschaften der Margarete Maultasche her, jener habe auch, nur vom Bart zugedeckt, ein sonderbares Mundwerk gehabt und dies seiner Tochter so weitervererbt, daß man in ihr wohl ein heutiges Ebenbild der Maultasche sehen könne, desgleichen sei ihr vermutlich die Mannstollheit von der zugefallen. Kurz ward auch ihrer Schwester Helena Erwähnung getan, die keine wirkliche Tochter Hans Übelhör's, sondern eines italienischen „Mobile“ am Gardasee gewesen, wo jener mit seiner jungen, gleichfalls aus Italien hergestammten Frau gewohnt, eh' sie auf den Bestenstein gekommen. Die Maddalena hätt's wohl zu spät mit Widerwillen vor der Maultascherbschaft ihres Mannes befallen, daß ihr's zu arg nicht zu verübeln wäre; wo sie geblieben, habe nie jemand erfahren. Aber so sei die eine Tochter ganz nach dem Vater und ihrer Ahne, die andere wohl zu begreifen nach der Mutter geschlagen, aber auch nach ihrem Vater,

der wohl ein Vornehmer gewesen, denn ihr Gesicht habe noch feinere Art an sich, als das der Maddalena, daß man sich's leicht erklären könne, aber von Siekmoser habe keine andere als sie zur Frau gewollt. Damit wandte sich die Rede diesem zu, der zu Nals in höchstem Ansehen wegen der Bergeltung stand, die er an dem raubend ins Dorf eingebrochenen Bauernvolke geübt, und der flüchtigen, durch die Nachricht von der Katharina Übelhör und ihrem lahmen Liebhaber verursachten Belustigung wurde nicht mehr gedacht.

Als das junge Ehepaar seit einigen Wochen in dem wohnlich wiederhergestellten Wolfsturm eingezogen war, gerieten indes die vom Bestenstein nochmals in den Mund der Leute, denn es ward kund, daß in der Kirche zu Terlan eine zweite eheliche Verbindung, die der Katharina Übelhör mit ihrem „Bräutigam“, geschlossen werden solle. Das gab neuen Anlaß zum Lachen und zu Bemerkungen, die darin übereinkamen, der Auserwählte der Maultasche müsse ein gar armer Schlucker sein, der sie mit der Drohung, sie sonst von Dach und Kost wieder fortzuschicken, dahin gebracht habe, sich mit ihr zur lebenslänglichen Zugehörigkeit zusammentun zu lassen. Das bestätigte sich auch und dazu in einer hochüberraschenden Weise, wie das Brautpaar zum Kirchgang von der Burghöhe herabkam, denn ein völliger „Habenichts“ war's in der Tat, Christoph Zeitenhofen von Kasatsch, der

seit einem Jahrzehnt oder länger in seinem zerborstenen Eulenturm am Hungertuch genagt hatte. Er ging, wie von jeher, mit ein wenig nachschleppendem linken Fuß, dagegen war von einer Lähmung seines rechten Armes nichts bemerkbar, darin mußte der Berichtserstatter, der ihn nur von weitem wahrgenommen, sich getäuscht haben oder sie war seitdem verschwunden. Neben ihm schritt seine „Hochzeiterin“ breitschultrig und hoch aufgerichtet, und auffällig war's, welche Ähnlichkeit ihre Gesichtszüge mit dem eines aus der Trümmerstatt des Schlosses Maultasch aufgegrabenen und an die Kirchenmauer geratenen Steinbildwerks zeigten; an ihrer Gestalt jedoch fiel ebenso in die Augen, daß sie gewichtigen Grund gehabt habe, ihre Eheschließung nicht länger verzögern zu lassen. So wurde der edle Christoph von Zeitenhofen, Herr zu Pfeffersburg, und die edle Katharina von Übelhör, Herrin zum Bestenstein, rechtsgültig vermählt, kehrten von Terlan zum letzteren, wie's nicht anders möglich war, über Andrian zurück, doch schlugen dabei einen kleinen unnötigen Umweg ein, der sie dicht unter dem Wolfsturm vorüberführte. Die neuen Bewohner desselben nahmen dies mit Überraschung gewahr, glaubten, daß die Herankommenden bei ihnen vorzuziehen beabsichtigten, und traten ins Tor hinaus. Aber die beiden hielten den Fuß nicht an, Katharina Zeitenhofen drehte nur im Gehen den Kopf der Wolfs-

turmseite zu, spuckte vor ihrer Schwester aus, und genöthigt, auf mehrstündig langer Schlinge die grad auf nur so kurze räumliche Entfernung zurückzulegen, setzten sie den Weg zur Ersteigung ihrer Felsnadel fort.

Das hatte genugsam kundgetan, auf welchen Fuß sich die Bestensteiner zu den Wolfsturmern stellten, wie's die letzteren auch nicht anders erwartet gehabt, weder Helena noch ihr Mann, von dem sie jetzt erfuhr, woher das Zerwürfniß zwischen ihm und dem Zeitenhofener stamme. Der hatte sich einmal mit Gewalttat eines Mädchens bemächtigen wollen, dessen Siefmoser sich als Beschützer angenommen; zwischen ihnen war deshalb ein Ringkampf entstanden, bei dem Ulbert ihn schließlich derartig über eine Steinwand niedergeworfen, daß ihm, ob auch nur unbedeutend, ein Schaden am linken Fuß davon verblieben. Das betraf einen Vorgang, von welchem der Burgwart auf Payerberg seiner jungen Schützlingin nicht erzählen gekonnt, weil sie nicht begriffen hätte und er es ihr noch weniger hätte erklären können, was der Zeitenhofener dem Mädchen anzutun willens gewesen sei. So aber bestand zweifache Feindschaft zwischen dem Bestenstein und dem Wolfsturm; die Frau droben hegte töblichen Haß gegen die Frau hier unten, wie der Mann gegen den Mann. Doch nach Ablauf einiger Zeit begab Siefmoser sich eines Tages zum Bestenstein hinan; er war ein furchtloser und ruhig

entschlossener Mann, und bezweckte droben die Forderung zu stellen, daß Katharina an Helena die ihr zugehörige Hälfte der väterlichen Hinterlassenschaft auszuhändige. Aber auf seinen Zuruf ward die Felsbrücke nicht herabgelassen, nur die alte Ursel erschien unter dem Zugangstor, fragte nach dem Anlaß seines Kommens, berichtete davon im Innern und kehrte mit der Antwort zurück: „Ein Siefmoser hat hier nichts zu suchen und zu holen.“

Das besagte klar, die Teitenhofnerin wolle der, welche sie nicht als Schwester anerkannte, nichts von der Erbschaft zukommen lassen, und habe es mutmaßlich aus dieser Absicht darauf angelegt gehabt, Helena von der Felsnadelburg wegzutreiben. Um etliche Tage nachher erwachten die Wolfstumbewohner in der Nacht von einem sonderbaren Geräusch; es war, als ob sich an der Bergwand über ihnen Felsstücke ablösten und klatschend in den Gaidener Bach herunterstürzten. Das geschah wohl am Winterausgang dann und wann, doch lag dazu gegenwärtig in der frost- und regenlosen, ruhigen Herbstzeit kein Grund vor, und Ulbert Siefmoser ging, um Nachschau zu halten, ins Freie hinaus. Da sausten, sich mehrmals wiederholend, hoch aus der Luft her, große Steine in die Bachschlucht hinunter und beließen keinen Zweifel über ihre Herkunft. Auf dem Bergfried des Bestenstein mußte eine Wurf-

maschine hergerichtet sein, die von dort über die vorspringende Bergnase Felsbrocken nach dem Wolfsturm herüberschleuderte. Doch sie vermochten die Richtung nach dem unsichtbaren Ziel nicht zu treffen, und wahrscheinlich war die Entfernung doch auch zu beträchtlich, denn sie schlugen alle unschädlich, nur ratternd und knatternd, in ziemlicher Weite schon auf das Geblöck des Wassers herunter.

Nicht lange danach kam auf dem Bestenstein ein Kind männlichen Geschlechts zur Welt, das dem ehelichen Stande der Mutter gemäß den väterlichen Namen erhielt; sie selbst aber benannte man unten im Etsthal, wenn ihrer einmal Erwähnung geschah, nicht die Zeitenhofnerin, sondern die Übelhörin oder die Maultasch. Im Wolfsturm dagegen stellte sich erst nach rechtmäßigem Zeitablauf, als im Frühling die Pfirsichblüten zwischen den Rebhängen um Terlan zu leuchten anhuben, ein Nachkomme ein, doch kein Sohn, sondern eine Tochter, die in der Kirche zu Andrian als Luitgard Siekmoser getauft wurde.

Fünftes Kapitel.

Wie aber die Zeit, niemals anhaltend, vordem über die Tage des Herzogs Ludwig von Bayern und Margarete Maultasch zu denen Friedels mit der leeren Tasche und seines kinderreichen Sohnes Sigismund,

von diesem abermals zu den Kaisern Maximilian und Karl dem Fünften, dann zum Erzherzog Ferdinand als „Grafen von Tirol“ dahingegangen war, so wanderte sie auch nach dem großen Bauernaufstande, im gleichmäßigen Ausschreiten Jahre auf Jahre legend, weiter. Lang andauernde Sommer und kürzere Winter wechselten in den von wohlwollendem Himmel überdachten Talgründen des südlich vom Brenner Italien zugeneigten Landes, darin Frieden, Geseze und Ordnung herrschten, an der sich nicht mehr, wie ehemals, der Burgadel und ebenso keine „Karlshansen“ wieder gewaltdätig vergriffen. Die Innsbrucker Regierung bestimmte im Namen Ferdinands, was in Tirol geschehen dürfe und müsse, und zum letzteren zählte in erster Reihe die genaue Entrichtung der in die landesherrliche Kasse fließenden Steuer-gelder, sowie Maßnahmen, den Betrag derselben möglichst zu erhöhen. Doch überallhin konnten die Behörden nicht sehen und hören; die Berge waren hoch und was sie umschlossen hielten, wild zerrissen, vielfach fast unzugänglich, besonders um den Eisack und die Etsch herum, zudem dehnte sich der Weg dorthin lang, beschwerlich und schlecht über den Brenner. So bekümmerte man sich zu Innsbruck nicht allzuviel um südtirolische Dinge, wenn sie nichts Einträgliches mit sich brachten, wozu auch beim dortigen Gericht anhängig gemachte Streitigkeiten, Prozesse,

Klagen und Beschwerden gehörten. Im Reiche bestand seit dem Ende des 15. Jahrhunderts ein kaiserliches Reichskammergericht, dem man nicht ohne triftige Beleggründe nachsagte, daß bei ihm bestenfalls den Enteln der Kläger eine Entscheidung der von diesen vorgebrachten dringlichen Beschwerden zuteil werde, und die Innsbrucker Rechtsprechung befließ sich löblicher Wetteiferung mit dem Vorbilde jenes obersten Gerichtshofes. So nahm es niemand sonderlich wunder, daß seit manchen Jahren in der tirolischen Hauptstadt bei den Gerichtsakten auch eine Beschwerdeführung Ulberts von Siefmoser auf Wolfsturm lag, der für seine Ehefrau Helena, geborene von Uebelhör, wider die Schwester derselben, Frau Katharina von Zeitenhofen auf Bestenstein, Klage auf Herausgabe ihr zugehöriger väterlicher Hinterlassenschaft erhoben, ohne daß ein Jahrzehnt lang von der hohen Justizbehörde irgendeine Äußerung darüber erfolgt war. Denn die Klägerin und die Beklagte zählten beide noch zu den Lebenden, und frühestens konnten einmal ihre mündig gewordenen Kinder auf eine Urteilsberledigung der Sache Anspruch machen. Obendrein da drüben zwischen den Bergwildnissen, wo deutsche und italienische Untertanen sich so vielfach in den Haaren lagen und mit ihren Zwistigkeiten der Regierung so oft überflüssige Bemühungen zumuteten.

Bis zu jenem Mündigkeitsalter der Kinder im Wolfsturm und auf dem Bestenstein stand aber noch eine geraume Zeit bevor, denn Luitgard Siefmoser und Konrad Zeitenhofen waren erst in ihrem elften Jahre, Better und Base, oder Wase, wie die letztere Benennung zumeist noch lautete, ohne sich jemals zu Gesicht geraten zu sein. Durch die Luft konnten zwar, wie sich's einmal gezeigt hatte, mit einer Wurfmaschine geschleuderte Steine beinah von einer der beiden Behausungen zur anderen gelangen, doch Menschenfüße brauchten dazu auf der weiten Schlinge über die Bergwand mehrere Stunden, und die Unteren besaßen keinen Anlaß nach oben hinaanzusteigen, die anderen nicht, aus ihrer einsamen Höhe herabzukommen; wie zur Lebenszeit Hans Übelhör's nicht von diesem, so nahm man im Etschtal auch von Christoph Zeitenhofen fast niemals etwas gewahr. Nur seine Ehefrau tauchte dann und wann, um einen Einkauf zu machen, in Bozen auf, doch schlug zu dem Zweck nicht den Abweg nach Andrian ein, sondern einen Pfad, der von Gaid aus zwischen dem Hang des Buchbergs und den Burgschlössern Hocheppan und Boymont nach der Kirche Sanct Pauls auf dem Eppaner Gelände hinunterführte, von wo ein leichter Karrenwagen sie auf befahrbarer Straße zur Stadt weiterbrachte. Augen- und Ohrenzeugen, die von Vorgängen auf dem Bestenstein hätten berichten

können, gab's nicht, Gerüchte allein besagten, es geschehe dort oben stets das, was die Übelhörin wolle.

Dagegen wußte man in Nals, Terlan und Andrian, im Wolfsturm sei Zufriedenheit und Glück zu Hause. Die alte Feste nahm sich von draußenher kaum viel anders als früher aus, nur war die hohe, gezinnte Umfassungsmauer wieder in festen, völlige Erfüllung ihres Zweckes gewährleistenden Stand versetzt; drinnen aber nutete die Herrichtung der Wohnräume im Bergfried wie in einem kleinen Nebengebäude, ein trauliches Gefühl des Behagens erweckend, an. Prunk oder unnötigen Zierat hatten die Mittel nicht verstatet, doch trugen die Insassen auch kein Verlangen danach, und die wenigen, ziemlich engen Gemächer reichten für ihre Zahl und ihre Bedürfnisse aus. Ein Josef benannter Knabe war noch hinzugekommen, weitere Kinder folgten nicht mehr nach. Luitgard, Luit gerufen, ähnelte in den Gesichtszügen und mit dunklem Haar der Mutter, doch hatte sie die blauen Augen des Vaters empfangen und dazu etwas, als habe die Frühlingsjahreszeit ihrer Geburt es ihr als Mitgift verliehen; ihre Wangen schimmerten in der zarten Farbe, wie's damals aus der Weite die Pfirsichblüten zwischen den Terlaner Reben getan. Als Mitbewohner hauste im Wolfsturm noch ein schon älterer Knecht, den Siefmoser hauptsächlich zum Schutz für Frau und Kinder, wenn er selbst abwesend

sei, zu sich genommen. Eine Reihe von Jahren lang war er Dienstmann auf Weyrsberg gewesen, umsichtig und kräftig, erinnerte, Menz Romwald heißend, durch seinen aus „Meinhart“ verkürzten Rufnamen an die ehemaligen Grafen von Tirol und ward in der Andrianer Schankwirtschaft bei der sonntäglichen Weinkanne manchmal scherzweise als Abkömmling eines derselben ausgegeben. Eine Beschützung der kleinen Tiefburg, wenn auch kein Graben sie umgürtete und keine Zugbrücke den Zugang zu ihr hütete, sei im übrigen kaum nötig, denn es herrschte gesicherter Frieden im Lande, ein Unheil konnte ihr nur von Naturgewalten drohen, vor denen ihre niedrig geborgene Lage sie mit günstiger Deckung versah. Auch das Herüberschleudern großer Steinbraken von der Felsnadel her hatte sich nie mehr wiederholt; es war eigentlich bloß ein kindisch-lächerliches Betreiben gewesen, mit dem der Verdruß über die Aufforderung zur Herausgabe des Erbteils Helenas vergebens den Wolfsturm zu erreichen und zu schädigen versucht hatte. Beim Nachtanbruch ward das aus mächtigen Eisenbohlen angefertigte Thor selbstverständlich mit dem großen Querbalken verriegelt, denn nach altem, von den Vorfahren her vererbten Sprichwort war „die Nacht keines Menschen Freund“, sondern die Zeit des nach Beute umlauernden Raubgezüchts. In ihr hielt man sich unter Dach und Fach und hatten ver-

ständig bedachtsame Leute, wenn sie sich nicht in stärkerer Anzahl beisammen befanden, draußen auf Weg und Steg nichts zu suchen; vereinzelt, oftmals von ihren Geschäften zwischen Bozen und Meran hin und wider geführte Kaufleute beschleunigten sogar auf der offenen Talstraße sorglich ihren Schritt, wenn die Dunkelheit sie vor der Erreichung ihres Ziels zu überfallen drohte. Denn ab und zu geschah's, daß einer nicht an dies hingelange, sondern spurlos verschwand, ohne daß jemals kund ward, was ihm unterwegs zugestoßen sei, besonders wenn im Herbst und Frühling die Etsch mit Hochwasser donnerte und vermuten ließ, der nirgendwo Aufgefundene sei in der Finsterniß unvorsichtig in ihre wilden Strudel hineingeraten und von ihnen ungesehen zum Welschland hinuntergetragen worden.

Auch auf dem Bestenstein war dem Erstgeborenen noch ein Knabe nachgefolgt, und als Mitbewohner befand sich dort nicht nur ein Knecht, sondern ein Paar von solchen, Pex und Wegel, vormalige Landsknechte, nach ihrer Sprache aus einem der slawischen Länder Oesterreichs herkommend. Zu welcherlei Hilfsleistungen die beiden besoldet oder wenigstens beköstigt wurden, erschien nicht recht begreiflich, da die alte Ursel nach wie vor völlig ausreichend für die Erfordernisse der Hauswirtschaft sorgte. Doch mußte die Hinterlassenschaft Hans Übelhör's über Vermuten

beträchtlich gewesen sein, solch unnötige Ausgabe bestreiten zu lassen, und Katharina hatte offenbar, als Frau von Zeitenhofen, ihrer Geizveranlagung zuwider für das Ansehen ihrer Stellung als Burgherrin einige Dienstmannen unerläßlich erachtet. Von denen stets einer ihr auf dem Weg nach Bozen Geleit gab. Sie war auch in der letzten Zeit ihrer Mädchenjugend von häßlichem Aussehen gewesen, doch schon mit dreißig Jahren zu einem erschreckend abstoßenden Weibsbilde geworden, dessen Mundbildung jedenfalls diejenige Margarete Maultasches noch an Widerwärtigkeit überbot. Was ihren Mann ehemals zu seinen nächtlichen Besuchen bei ihr geführt habe, war schwer erklärlich und noch weniger sein Verbleiben neben ihr auf dem Bestenstein; nur das eine gab eine Begründung dafür, sie habe keinen anderen Liebhaber bekommen können, als einen Hungerleider, den sie durch ihre reichlichen Geldmittel an sich gelockt und vollständig unter ihre Gewalt gebracht. Denn darin traf das umlaufende Gerücht ohne Einschränkung zu, sie führte auf der Felsnadel die unbedingte Herrschaft, ihr Gebot ordnete alles an, und Christoph Zeitenhofer setzte nur willenlos ins Werk, was sie ihn tun hieß. Sein Erbteil, die Pfeffersburg oder Kasatsch, war nichts mehr als ein zerfallener Steinhauſen gewesen, der ihn mit langsamem Verhungern bedroht, und hier hatte er für das, was er der Übel-

hörin zugebracht, auskömmliche Nahrung und gutes Obdach gefunden. Denn auch in bezug auf das letztere hatte sie sich als Frau nicht geizig erwiesen, mit ihrem Truheninhalte die kleine Felsburg besser wiederhergestellt, als ihr Vater es meist nur notdürftig getan. Alle Räume auf dem Bestenstein waren mit sicher vor Unwetter schützender Bedachung versehen, so daß er wohl ziemlich wieder zu dem geworden, was er früher mehrere Jahrhunderte lang gewesen. Ebenfalls an Kost und Trunk hielt die Burgfrau ihren Mann und die beiden Dienstknechte nicht knapp, im Felskeller lagerte beständig eine Anzahl von den letzteren mühsam heraufgeschaffter, deshalb nur kleiner, doch mit gutem Wein angefüllter Fässer, an deren Inhalt sich auch Katharina, wie's einstmals Margarete Maultasche ebenso fleißig getan haben sollte, mit ihrer Hängelippe wetteifernd beteiligte. Es konnte zuweilen wundernehmen, daß von solchen Herrichtungen und Anschaffungen die alte Schatzlade Hans Übelhörn noch nicht bis zum Bodengrund erschöpft worden sei.

Noch ein Mitbewohner, doch ein erst halbwüchsiger, befand sich oben, der vor ein paar Jahren durch einen Zufall hinaufgeraten. Katharina war eines Tags in Bozen zu einer Bestellung beim Platner, dem Waffenschmied, vorgekehrt und ihr beim Weggang ein Knabe nachgelaufen, der in der Stadt als

der Plätnersbub bekannt war und „Willanders“ benannt wurde. Dies stammte von einer Zusammenziehung seiner beiden Vornamen Wilhelm Andreas her, seine Mutter, die manches Jahr hindurch in der Bozener Laubengasse Obst feilgehalten, hatte ihn so — eigentlich „Willandres“, doch von ihr „Willanders“ gesprochen — taufen lassen. Als sie einmal plötzlich von einer eingebrochenen schlimmen Seuche mitergriffen und weggerafft worden, nahm der Waffenschmied Berkt Warnkönig, vor dessen Hause sie ihren Verkaufsstand gehabt, sich des hilflos Verwaisteten an, gab ihm für kleine Berrichtungen in der Werkstatt Unterkunft und Kost; man mutmaßte in der Nachbarschaft halbwegs, es sei ein unrechtmäßiger Sohn des Plätners und der schöngeistigen jungen Obsthändlerin. Doch er zeigte sich als ein sonderbarer Junge, der's in den engen Straßen nicht aushielt, vielmehr von einem unbezwinglichen Verlangen besessen wurde, aus ihnen wegzukommen, und schon mehrmals gradzu in die Berge hinein davon gelaufen, doch wieder zurückgebracht worden war. Und so hatte er an dem Tage, als die Frau von Teitenhofen im Hause des Waffenschmiedes vorgekehrt, an sie die Bitte gerichtet, ihn auf ihre Burg mitzunehmen, er wolle jeden Dienst tun, der ihm aufgetragen werde. Das war aber der Übelhörin nicht unerwünscht gekommen; sie konnte einen Hilfsbuben

für die allmählich alt gewordene Ursel gebrauchen und verständigte sich mit Verlt Warnkönig, der nichts dawider einwandte, sondern im Gegenteil dafür hielt, die frische Bergluft, nach welcher der blaßgesichtige Knabe immer Begehr gehabt, werde ihm guttun und zu kräftigerem Wachstum verhelfen. Die Bereitwilligkeit des Platners, ihn aus dem Hause fortzugeben, hatte wohl darauf hingewiesen, daß die Meinung, es bestehe eine Blutsverwandtschaft zwischen ihnen, doch auf Irrtum beruhe.

Seitdem lebte Wilhelm Andreas oder Willanders, wie er fortbenannt wurde, auf dem Bestenstein und bewährte, daß Warnkönig für sein körperliches Gedeihen richtig bedacht gewesen sei. Seine blasse Farbe, die zur Eigenart der feingeschnittenen Züge zu gehören schien, erhielt sich zwar ziemlich unverändert, dagegen zeugten sein Wachstum und die kräftige Entwicklung der Glieder deutlich von der günstigeren Einwirkung der Gebirgsluft auf ihr. Ihm lag die tägliche Beschaffung dessen ob, was an Nahrungsmitteln aus Gaid geholt wurde, sowie das Ausrichten mannigfacher Besorgungen in Mals und Terlan; dafür hatte es an einer jungen Beihilfe gefehlt, der Hunger der heranwachsenden Kinder und der beiden Dienstmännern verlangte zur Befriedigung nach größeren Vorräten, als sie früher erforderlich gewesen, und auch sonst lud die Ursel

gern allerlei Verrichtungen auf den Knaben ab. Er war geschickt und unermüdblich, denn ihm selbst bereitete nichts größere Freude, als im Felsgestein, Wald und Busch herumzustreifen, aus denen er zu meist auf seinen Botengängen gesammelte Beeren mit heimbrachte; rasch wegfundig geworden, zeigte er sich in noch größerem Maße auch weggfindig, fand Möglichkeiten aus, zur Verkürzung an pfadlosen Abhängen und Abstürzen hinauf- und hinunterzugelangen, wo niemand sonst sich auf- und niederzusteigen getraute, und seine Behendigkeit ließ ihn nirgendwo vor einem Fehltritt der Füße oder Fehlgriff der Hand beim Anklammern zurückscheuen. So ward er auf der Felsnadel bald von allen nicht nur als eine nutzbringende Erwerbung, sondern fast als unentbehrlich angesehen; im Alter mochte er Konrad Zeitenhofen ungefähr um zwei Jahre voraus sein, und Katharina ließ gelegentlich auch ihre beiden Söhne von ihm zum Beerensuchen begleiten, sie vor Abstürzen in Obacht zu nehmen. Doch wollte sich zwischen ihnen und Willanders kein kameradschaftliches Verhältnis herstellen; sie legten von früh auf ein hochfahrendes Wesen gegen ihn an den Tag, betrachteten und behandelten ihn als einen ihren Launen und Gelüsten untergebenen Hörigen, von dem sie den Mund ihrer Mutter einmal geringschäßig sagen gehört, daß er von niedriger und

„unehrlicher“ Herkunft sei. Doch ließ er sich davon nicht anfechten, es fiel als völlig Gleichgültiges von ihm ab. Er war am liebsten allein, trug etwas sich selbst Genügendes in sich, das keiner Genossen und keiner Zutat von außenher bedurfte. Seine verstorbene Mutter mußte ihm wohl in seiner ersten Kindheit allerlei Volksfagen und Mären erzählt haben, an die er sich nicht mehr erinnerte, aber von denen ihm vor den äußeren und inneren Sinnen ein ungewisses Flimmern und Schimmern verblieben war. Seine Ohren hörten und seine Augen sahen draußen in der Bergeinsamkeit mancherlei nicht wirklich Vorhandenes oder bildeten Dinge der Natur um ihn her dazu aus, belebten sich Windrauschen, Wasserrieseln und Blättergemurmeln, Wolken, Wurzelknorren und eigenartige Blumen zu Stimmen und Gestalten. Schulunterricht hatte er nie empfangen, wußte kaum, was Lesen und Schreiben sei, doch es erschien, als leiste seine Einbildungskraft ihm auch Beistand beim Denken und Begreifen, als lerne er durch ihre stille Vermittlung ohne Lehrer. Jedenfalls hätte er sich an lebendiger geistiger Entwicklung mit Gleichaltrigen aus den angesehenen Bürgerhäusern drunten in der Stadt wohl messen können, wäre vielleicht nach mancher Richtung ihrer Mehrzahl überlegen gewesen, und gleicherweise auch vornehme Namen tragenden Söhnen in den adligen

Schlößern; allzu viele Geschlechter waren sich noch nicht gefolgt, seitdem zurzeit des Herzogs Friedel der Minnesänger Oswald von Wolfenstein unter den Rittern des „Bundes an der Etzsch“ als des Lesens und Schreibens kundig eine ziemliche Ausnahme gebildet hatte, und ob heute sämtliche Burgherren in dieser Kunst erfahren seien, dürfte auch gegenwärtig noch dem Zweifel unterliegen. Die Äußerung der Übelhörin hinsichtlich der niedrigen und „unehrlichen“ Herkunft Willanders mochte vielleicht zutreffen, obgleich sie so wenig, als sonst jemand, einen Beleg dafür besaß, und zum mindesten lieferte seine Erscheinung keinen solchen; jedenfalls war es sehr töricht von ihr, ihn ihren Söhnen als etwas Niedriges zu kennzeichnen, da die beiden in ihrer von der Mutter wie vom Vater ererbten Häßlichkeit sich im Vergleich mit ihm wie ein paar plumpgefederte Habichtseulen neben einem Turmfalken ausnahmen. Freilich fand die Bestenstein-Burgfrau leicht Bezeichnungen für Dinge, von denen sie nichts wußte; wenn sie einmal von der ihr noch nie zu Gesicht geratenen Tochter ihrer Schwester im Wolfsturm sprach, benannte sie Luitgard Siekmoser einen großen Wechselbalg, wie er von solchem Elternpaar nicht anders zu erwarten gewesen sei.

So war Willanders, sich selbst genug, mit seiner Lebensführung und ihren Pflichten auf dem Besten-

stein von Anfang an vollzufrieden und blieb's im Gang der Jahre gleicherweise. Auch der Winter änderte kaum etwas an seinem täglichen langen Aufenthalt draußen; nur selten reichte der Schnee vom weißen Gantkofel bis nach Gaid hinunter, und wenn's geschah, zumeist nur für kurze Zeit, die Sonne brachte ihn bald wieder zum Wegschwinden. Doch auch vor Schnee und Eis scheute der gewandte Knabe auf seinen Wegen so wenig zurück, wie vor dem sommerlich sicheren Bodengrund, und sie riefen ihm gleichfalls vor den Augen und der Empfindung selbstgeschaffene Vorstellungen wach; wenn er ins Dunkel geriet, fand er sich mit der Blickschärfe eines Luchses zurecht. Als Schlafstätte war ihm ein winziger Kammerraum, eigentlich nur eine Aushöhlung in der Mauer, zugewiesen; die ließ ihn in milden Nächten besonders gern auf das Sturmbrausen und Heulen hinaushorchen; seinem Ohr klang's dann, als spreche der Wind mit Stimmen, und er suchte daraus zu vernehmen und sich zu bildlichen Anschauungen zu gestalten, was wohl der Bestenstein in früheren Zeiten schon gehört und gesehen habe. Aber darüber fiel er nach der Anstrengung des Tages mit gesundem Jugendbedürfnis stets rasch in Schlaf und schlief so fest und tief bis zum Morgen hin, daß der Bergfried neben ihm hätte einstürzen können, ohne ihn aufzuwecken. Selten

kam ihm ein Traum oder wenigstens erinnerte er sich beim Erwachen nicht daran, nur einer wiederholte sich in Abständen zu öfteren Malen. Darin versuchte er, von dem Geröllbett der Gaidener Bachschlucht aus an der Felsnadel hinaufzuklettern, klammerte sich wie eine Eickfaze an Steinbrocken, Buschknorren, in Ritzen und Fugen und gelangte auch wohl etwa bis zur halben Höhe empor. Aber dann hing er zwischen Himmel und Abgrund wie in freier Luft, konnte nicht weiter und nicht zurück und mußte von einer hilfreichen Fee Vogelflügel zum Fliegen bekommen haben, da er in der Lichtfrühe doch wieder unverfehrt in seiner engen Kammer lag. Zur Erfüllung seines Wunsches aber, von der Vergangenheit der Burg etwas zu erfahren, verhalfen ihm besser, als sein dazu doch nicht ausreichendes Vorstellungsvermögen, die langen Winterabende, an denen zwischen Christoph Zeitenhofen und den beiden Dienstmännern beim Weintrunk vielerlei Reden hin und her gingen. Daraus vernahm der im Winkel des Gemachs Zuhörende von den sturmwillden Zeiten der Margarete Maultasch und des Herzogs Friedel, dessen Tasche zuletzt strogend voll geworden, und ebenso von den vormaligen Eppaner Lehnsbesitzern des Bestenstein, über die der jetzige Burgherr aus Überlieferung von seinen auf Pfeffersburg benachbart gewesenen Vorfahren manches sonst im Volksmund

Berschollene zu berichten wußte. Wie die Lichter und Schattenwürfe des Rienspanns flackerten dann die unsichtbaren Gestalten derer, von denen gesprochen wurde, vor Willanders Einbildung hin und her; manches indes verstand er nicht, auch nicht das lautschallende Lachen des Zeitenhofners, wenn er bisweilen dreintrief: „Ihre Taschen wurden auch voll und strotzten; aber sie brauchten nicht Vorsicht genug, daß sie die Bozener Geldsäcke erboßten, mit ihren neuen Ballerröhren von Nals her über den Berg zu klettern und den roten Hahn hier aufs Dach zu setzen.“ Wenn aber der Knabe von Bozen reden hörte, rief das Wort immer einen Wunsch in seinem Innern wach, so wohl er sich auch auf der freien Berghöhe fühlte, einmal wieder in die Stadt hinunterzukommen. Ihm war erst nachträglich aufgegangen, der Waffenschmied habe es gut mit ihm gemeint, daß er ihn nach dem Ableben seiner Mutter zu sich ins Haus genommen, und er hätte Bertl Warnkönig gern einmal Dank dafür gesagt. Doch die Burgfrau nahm ihn, wenn sie sich nach Bozen begab, niemals mit, sondern zum Geleiter stets den eindügeligen Wegel, dessen ihm verbliebenes rechtes Auge trotzdem am Tage mit dem Blick eines Milans und bei Nacht mit der Sehschärfe einer Gule wetteiferte.

An einem Novemberabend, dessen fliegendes Wolkengetriebe, Sturm verkündigend, frühes Dunkel brachte,

kehrte Menz Komwald von einer Ausrichtung in Bozen zum Wolfsturm zurück, traf Ulbert Siefmoser vor dem Zugangstor stehend an und sagte herzutretend: „Eure Schwägerin war mit dem Einäugigen in der Stadt, Herr, sie machten sich über Eppan hinauf heim. Es gibt Wind und finstere Luft; ich möcht' wissen, ob nicht heut oder morgen nacht einer mit einer vollen Geldkaze um den Leib drüben durchs Tal nach Meran will und sich im Weg irrt, daß er in die Etsch hineingerät und niemand davon hört und sieht, wo er geblieben ist.“

Der Angesprochene versetzte: „Die Nacht ist keines Menschen Freund. Wenn einer ihrem schwarzen Gesicht traut und dabei mißrät, können wir's nicht abstellen. Der Einaug hat zwei Ohren, hört er mit beiden so gut, als er sieht, da spannt er sie vielleicht auch auf den Bozener Straßen nicht umsonst in den Wind. Komm herein und stoß den Balken vor! Luit hat ein neues Gedicht vom Wolfenstein auswendig gelernt, das soll sie uns sagen, wenn der Sturm an die Luken knattert.“

Sechstes Kapitel.

Anders als auf dem Bestenstein blickten die Räume im Wolfsturm an und völlig anders auch ging's drin zu. Im Einklang zur Verschiedenartigkeit der Lage

beider stand's; droben warfen die höheren Bergwände am Morgen und Abend Schatten über die Felsnadel, bewölkter Himmel ließ ins Innere nur ein düsteres Licht fallen, und rauhe Wildnis war rundum. Die kleine Feste unten am Südwestrande des weitoffenen Etschtales ward dagegen schon von der Frühsonne begrüßt, die am Mittag drüber verblieb und noch beim Niedergang Goldglanz auf die Mauern legte; von der neben ihnen ausmündenden dunklen Gaidtschlucht streifte sie nur noch ein Anhauch des kalten Sturzwassers. Und mit so stillheiterer Freudigkeit des Gemüthes ließen auch die Bewohner des Wolfsturms gleichmäßig Tage und Jahre über sich hinziehn. Ihre Lebensführung war eine bescheidene, doch sich genügsam an dem bescheidend, was ihnen zu eigen gehörte, vor allem dem sicheren Glücksgefühl ihres wechselseitig gleichen Besitzes an Liebe und der Übereinstimmung, sich gemeinsam jeder Schönheit ihres Daseins, nicht zum wenigsten der draußen um sie ausgebreiteten Natur zu erfreuen. Auch sie stillten gerne ihren Durst mit dem trefflichen Terlaner Wein, doch ohne je einem Übermaß zu verfallen; Ulbert Siefmoser sah guten Trunk als ein Mittel zur Erhöhung des Frohsinns an, sich daran zu berauschen, widerstand ihm. Als Knabe hatte er den großen Vorteil genossen, bei dem Kaplan in Nals Lesen und Schreiben zu erlernen, gleich nach der Verheirathung begonnen, seine junge Frau weiter darin

zu unterrichten und war dann, wie die Zeit dafür gekommen, ebenso zum Lehrer seiner Tochter geworden. Als Hilfsmittel dazu barg das Haus einen von ihm ererbten Schatz, eine in Pergament gebundene, mit vergoldeten und farbig gemalten Anfangsbuchstaben ausgestattete Abschrift einer beträchtlichen Anzahl von den Gedichten des Minnensängers Oswald von Wolkenstein, die in den Tagen des Herzogs Friedel überall im Volksmunde umgegangen. Jetzt, nach anderthalb Jahrhunderten, war ihre Sprache zwar etwas veraltet und mancherlei in ihnen nicht mehr recht verständlich geblieben, aber sorglich in großer Schönschrift hergestellt, dienten die Buchstaben aufs beste zu dem Zweck, das Lesen und Nachschreiben an ihnen zu erlernen, und auch das Mädchen hatte sich diese Kunst schon früh zu eigen gemacht. Die Gedichte enthielten viele seltsame Berichte aus dem abenteuerreichen Leben des weit umhergeratenen, von Afrika und Persien bis nach Schottland und Norwegen verschlagenen ritterlichen Sängers, der aus dem alten Hause der Herren von Willandars entstammt, auf der Trostburg überm Eisacktal zur Welt gekommen, und gar manches an Nahrung für die Phantasie nahm Luitgard daraus in sich ein, mit vorzüglichem Gedächtnis begabt, lernte sie die ihr am besten gefallenden Lieder leicht auswendig, konnte sie ihren Eltern und Mary Komwald hersagen, frei-

lich oftmals, ohne selbst das von ihr Gesprochene zu verstehen. Doch ihre helle Kinderstimme klang wie ein anmutiger Vogelton durchs Gemach, die Zuhörer erfreuend, und gab ihrem Vater willkommenen Anlaß, sie über solche Dinge, die sie nicht begriffen, zu belehren. Der schlanke Wuchs ihres Körpers und aller seiner Glieder war von einer ebenmäßigen Schönheit, wie die Bildung ihrer Hände besonders auch die ihrer Füße; es bot eine reizvolle Anschau, wenn sie barhäuptig und barfuß, wie die Bauernkinder von Andrian, mit leichtem Schwung, einer Bachstelze ähnlich, über die Wassersteine zu einer Besorgung ins Dorf hinüberging. Auch nicht viel anders bekleidet als die dortigen halbwüchsigen Mädchen, aber für eine Bauerndirne konnte niemand sie auch nur beim flüchtigen Hinblick ansehen.

An einem Aprilmorgen, als drüben aus den Nebeln die Pfirsichblüten zu leuchten begannen, nahmen ein paar Augen sie so beim behenden Überqueren des Baches gewahr. Wohl drei oder vier Jahre waren verflossen, in denen Willanders, wenn er Aufträge nach Terlan bekam, stets die Pfadschlinge gegen Nals zu eingeschlagen hatte, um von dieser an einer Stelle, wo er die Möglichkeit dazu ausgefunden, ins Thal abzusteißen; an diesem Tage indes trieb ihn besondere Eile und er unternahm zum erstenmal den Versuch, geradezu in der kürzesten Richtung hinunterzu-

klettern, dort am weglosen Steilhang nieder, wo einst Helena Übelhör auf ihrer Flucht vom Bestenstein herabgeraten war. Er hatte dies bisher für unausführbar gehalten, doch anders geübt als sie, die kaum lebend zu Tal gekommen geglaubt, überwand er alle Schwierigkeiten beinahe wie spielend, war nur erstaunt, in welcher kurzen Zeit er bis an den Fuß der Bergwand gelangte. So kam er auch zum erstenmal dicht unter der Mauer des Wolfsturmes vorüber, den er bisher immer nur aus ziemlicher Weite gesehen, und gleich darauf traf sein Blick noch auf Luitgard Siefmoser, wie sie von Andrian her über das plätschernde Gewässer zurückkehrte. Das erschien ihm aber zunächst als etwas Unwirkliches, nur von seiner Einbildung Geschaffenes, auf das er mit ganz ungläubigen Augen hinschaute, denn er hatte noch niemals dem Ähnliches gewahrt und blieb unbeweglich stehen, bis sie dicht auf ihn zugekommen. Da blickte auch sie ihn mit einiger Verwunderung an und fragte: „Wer bist du? Ich habe dich noch nie gesehen, aus dem Dorf bist du nicht.“ Darauf wußte er nichts anderes zu antworten, als: „Kannst du denn sprechen?“ Das mußte ihm ungläubhaft vorkommen, und darüber mußte sie fröhlich zu ihrer Erwidrerung auflachen: „Warum sollt ich das nicht? Alle Menschen können doch sprechen.“

Nun brachte er heraus: „Bist du denn auch ein —?“

Er wollte wohl fragen: „Mensch“, doch setzte er das Wort nicht hinzu, sondern fuhr halb stotternd fort: „Ich hielt dich — zuerst — für einen Pfirsichzweig, den der Wind über den Bach trug. Aber der hat keine Stimme — wohnst du auch irgendwo?“

Sie deutete nach dem Wolfsturm: „Ja, dort,“ und das ließ ihm weiter vom Munde kommen: „Bist du denn der —?“

Auf der Zunge hatte ihm abermals ein Wort gelegen, vor dem sie wieder gestockt: „Der Wechselbalg“ — und noch einmal anfangend, fragte er: „Bist du die, von der sie oben sagen, daß sie im Wolfsturm wohnt?“

Das Mädchen nickte mit dem Kopf. „Ja, dann sagen sie's richtig. Aber wer tut's und von wem weißt du's?“

Er dachte einen Augenblick nach und gab dann Antwort: „Ich glaube, meine Mutter hat mir von dir erzählt — ich wußt's nur nicht mehr.“ Dabei sah er ihr zum erstenmal grad und voll ins Gesicht, doch wie er noch hinterdrein sprach: „Aber jetzt weiß ich's und behalt's,“ flog's ihm mit hochroter Farbe über Stirn und Schläfen, er drückte, wie von einem Schreck überkommen, die Augen zu, sagte nur noch kaum verständlich: „Ich muß weiter“ und schwang sich, einem auffliegenden Vogel gleich, am Bach abwärts davon, der alten, im Tal über die Etzsch nach Terlan führenden gedeckten Brücke zu.

*

*

*

Wie aber dann die „gute Frau“ mit dem grünen Laubkranz um den Scheitel ins Land gekommen, die auch an den bedachtsamen Neben die Knospen auflächelte und den April zum Mai umwandelte, da nahm dieser an der steilen Bergwand über dem Wolfsturm etwas zuvor nicht vorhanden Gewesenes wahr: Hin und wieder Anzeichen eines durch Busch und Felssturz daran niederführenden Pfades, der weder durch Zufall so entstanden sein, noch von nächtlichem Getier herrühren konnte. Er ließ erkennen, daß achtsame Menschengenossen seine Zickzackrichtungen ausgewählt und überall nach den besten Stützpunkten für Menschenfüße gesucht haben mußten; für Frauen und schwachsichtige oder altersunsicher auftretende Männer mocht's allerdings, besonders abwärts, kein anrathbarer Steig sein, aber der ihn so hergestellt hatte, kannte schon wochenlang drauf Schritt und Tritt, denn so oft bereits war Willanders seit jenem ersten Versuch Tag um Tag wieder in dieser kürzesten Weise vom Bestenstein hier niedergestiegen. Auch wenn ihm kein Auftrag nach Terlan oder sonstwo im Etschtal oblag, brachte jeder Morgen ihn zum Wolfsturm herunter, doch nicht nur dran vorbei, sondern durchs Tor hinein, meistens um ein paar Stunden drin zu verbringen. Ihm war's nicht mehr begreiflich, daß er beim erstenmal so töricht vor dem Mägdlein dastand, geglaubt habe, es sei mit seinen rosigen

Armen, Händen und Füßen etwas von höherer Art als Menschenkinder und spreche deshalb auch nicht wie solche mit gewöhnlichen Worten; nur das war richtig gewesen. Das Gedächtnis dran in ihm aufgewacht, so hatten die lieblichen Geschöpfe in den Märchen, die seine Mutter erzählt, ausgesehen. Denn jetzt wußte er schon lang, sie sei Luit, die Tochter Ulbert Siefmosers, des Herrn vom Wolfsturm, der sich eines Tags, als er ihn wieder am Bach angetroffen, erkundigt, von woher er sei und wie er heiße, und bei der Antwort „Willanders“ verwundert drein geblickt und gefragt hatte, wie er zu dem sonderbaren Namen gekommen. Als Siefmoser dann gehört, daß sei Wilhelm und Andreas in einem zusammen, war ihm ein freundlich lächelnder Zug um den Mund gegangen, drin sich kundgetan, daß ihm der schlanke Knabe mit den feinen Gesichtszügen wohl gefalle, und daran hatte sich auch nichts verändert, wie er auf seine weiteren Fragen ebenfalls Auskunft erhalten. Die Zugehörigkeit zum Bestenstein nahm ihn keineswegs gegen jenen ein, sondern er erlaubte ihm gern, beim Vorübergehn am Wolfsturm in diesen hereinzukommen und Luitgard eine Weile Gesellschaft zu leisten. Ihr Bruder Joseph war dafür noch zu klein, mit den Bauernkindern in Andrian verknüpfte sie keine Beziehung, und es kam offenbar dem Wunsch ihres Vaters entgegen, daß sie sich ab und zu am Zusammen-

sein mit einem Altersgenossen von Zutrauen erweckender guter Art erfreuen und geistig anregen lassen könne.

So war's zuerst geschehen und hatte sich schnell zur täglichen Gewohnheit ausgebildet; das Mädchen wartete ebenso ungeduldig auf das Niedersteigen des neuen Kameraden vom Berghang, wie es ihn zum Wolfsturm hinunterdrängte. Was die Natur in der Umgebung desselben vor Auge und Ohr darbot, farbige Steine im Bach, Blumen, bunte Schmetterlinge und Käfer, Vogelstimmen aus dem Gezweig und Zirplante im Kraut, diente ihnen in unerschöpflicher Fülle zum Betrachten und Bereden; Willanders' Kenntniß davon, die er sich beim Umherschweifen eingesammelt, übertraf die seiner Gefährtin, und sie ließ sich freudig von seiner Kundigkeit belehren. In einem aber war sie, obwohl ungefähr um zwei Jahre jünger als er, ihm weit überlegen oder besaß vielmehr eine Fertigkeit, von der er keine Ahnung in sich trug, und dies eine, worin sie seine Lehrmeisterin sein konnte, verdrängte bald alles übrige beinah völlig aus seinem Denken und Trachten. Ihn hatte ein brennendes Verlangen erfaßt, auch wie Luitgard lesen zu können, und von diesem Wunsch beglückt, hatte sie begonnen, ihn drin zu unterrichten; sie saßen beisammen, über die Gedichte Osvalds von Wolfenstein gebückt, und er sprach die Buchstaben nach, die sie ihm deutete und vorsagte. Das Auffassen fiel ihm nicht leicht, und nur äußerst

langsam ging's damit vorwärts, denn er war über die Kinderjahre des mühlos spielenden Erlernens hinaus; doch seine Beharrlichkeit schwächte sich nicht ab, und ebenso ließ die scheinbar oft völlige Erfolglosigkeit ihres Eifers sie nicht am Fortfahren ermüden. Frohsinnig aber sah und hörte Ulbert Siefmoser manchmal zu, wie jetzt seine Tochter, als ein Kind noch, zur Lehrerin in der Kunst geworden, darin er ehemals ihre Mutter und dann auch sie selbst unterwiesen hatte. Da und dort tat ein ergrauendes Haar in seinem Barte kund, es sei schon manches Jahr seitdem vergangen.

Nur bei schlechter Bitterung und während der Winterzeit hielten die beiden diese Unterrichtsstunde im Hause ab; wenn der Himmel blau über dem Thal lag und die Sonne es warm vergoldete, suchten sie sich bald hier, bald dort einen Platz im Freien dafür aus, hatten, als der April wiedergekehrt, einen ausfindig gemacht, den sie zum beständigen Aufenthalt wählten. An der Fahrstraße, die von Meran über Lana und Nals nach Bozen führte, kerbte sich um ein Streckchen hinter Andrian in den Abfall des Steinbergs eine schmale Rinne ein, und dieser nachfolgend, entdeckten sie zwischen hohem, dichtem Buschwerk eine kleine, wie für ihren Zweck geschaffene freie Ausbuchtung, fast einem rundlichen Gemach ähnelnd. Die Seitenwände waren wechselnd mit grünem Blatt-

werk und den großen, weißen Kelchblüten der Felsenbirne bedeckt, deren genügsame Sträucher aus den Steinfugen aufwuchsen; über der Lichtung aber breitete ein in ihrer Mitte emporgeschossener Baum seine Krone gleich einem Dache aus. Der war beiden unbekannt, auch Willanders hatte ihn sonst noch nirgendwo gesehen; der glatte, schlanke Stamm besaß eine hellgraue Farbe und stieg hoch so an, dann zweigte sich rotbraunes, weißlich geschecktes Geäst dicht und in ungewöhnlicher Gleichmäßigkeit von ihm ab; im Mai bedeckte es sich mit einer Fülle kleiner lichtgrüner Blüten, erst nachher folgten die länglich schmalen, am Rand gezähnten Blätter nach, und gegen den Sommerausgang reifte zwischen ihnen eine Menge beerenartiger, anfänglich gelber und roter, dann schwarzer Früchtchen. Die Kinder hätten den schönen Baum gern mit Namen genannt, doch wußte den niemand in Andrian, auch Siefmoser und Max Romwald nicht, der sonst vieles, was in Berg und Tal wuchs, kannte, und sie mußten sich daran genügen, ihn „unsern Baum“ zu heißen. Um den Stamm war das grasbestandene Erdreich etwas in die Höhe gewölbt, daß sie sich drauf wie auf eine Bank setzen und den Liederband bequem zum Lesen auf die Knie legen konnten; bisweilen ließ sich über ihnen im Gezweig ein ganz blaugesiederter Vogel nieder, um ein wenig größer als eine Nachtigall und ähnliche

Flötentöne wie diese in seinen Gesang einmischend. Dem wußten sie ebenfalls keinen Namen zu geben, doch freuten sie sich immer, wenn er kam, und hielten, so lange seine Weise von droben herunterklang, aufhorchend von ihrer Beschäftigung inne.

Kinder konnte man sie übrigens eigentlich jetzt kaum mehr benennen; wie die Zeit weitergeschritten sei, tat sich auch dadurch kund, daß Willanders trotz seinem langsamen Vorwärtstommen schon seit Jahr und Tag dahin gelangt war, nicht allein ebenso fertig wie Luitgard zu lesen, sondern auf einer Schiefertafel mit Griffeln, die Ulbert Siefmoser ihm aus Bozen gebracht, auch zu schreiben gelernt hatte. Unvermerkt war er nicht nur zur gleichen Stufe mit seiner Lehrerin angestiegen, sogar weiter als sie, was das Verständnis des Inhalts ihres Liederbuches anging; es handelte sich nicht mehr um richtiges Buchstabieren und Aussprechen von Wörtern, vielmehr lasen sie miteinander, um sich wechselseitig klarzumachen, wovon die Gedichte des Wolfensteiner redeten und erzählten. Das war eine gar bunte Welt; über manches fiel zwar kein Nachdenken nötig, wo er Dinge und Vorgänge am Himmel und auf der Erde beschrieb, die sie selbst ebenso um sich sahen und hörten. Anderes dagegen klang fremd und sonderbar, und bei vielem half doch alles Kopferbrechen nichts, um den Sinn begreifen zu lassen.

Da zeigte Willanders sich öfter dem Mädchen überlegen, wenigstens in bezug auf das, was Kriegstaten und Kampfgetümmel darstellte; die Natur hatte ihn dazu bestimmt, ein Mann zu werden, und in ihm lag etwas Angeborenes, sich auf das Streiten von Männern widereinander zu verstehen. Besondere Wirkung übte bei ihm ein Gedicht aus, das mit den Versen anhub:

„Hu, huß! sprach der Michel von Wolkenstein,
 So hegen wir, sprach der Oswald von Wolkenstein,
 Hu, huß! sprach der Lienhart von Wolkenstein,
 Sie müssen alle fliehen vom Greifenstein sogleich.
 Da hob sich ein Gestöber an, da prasselte die Blut
 Hernieder in die Kofel, daß alles ward zu Blut.
 Den Panzer und die Armbrust, dazu den Eisenhut,
 Die ließen sie als Trinkgeld, wir wurden freudenreich.
 — Also bezahlen wir euch, Herzog Friedereich.“

Das schilderte die vergebliche Belagerung der unbezwinglichen Felsenfeste Greifenstein, bei deren Verteidigung Oswald von Wolkenstein selbst mit seinen Brüdern als Hauptkämpfer tätig gewesen, so daß der Herzog Friedel mit der leeren Tasche zweimal erfolglos von ihr ablassen mußte. Wenn die beiden Lesenden dann aus ihrer grünen Schluchtrinne wieder an den Rand des Etschtales hinaustraten, da hob sich vor ihnen drüben im Sonnengeflimmer die Burg Greifenstein auf ihrem Felssthrone scheinbar bis zu den Wolken empor, reglos und lautlos, daß aus

ihrem Anblick keine Ahnung berührte, welche wildes, blutumströmtes Getöse einst jahrelang um ihre Schroffen getobt habe. Willanders aber sagte, hinüberdeutend: „Der Wolfensteiner war nicht nur ein Sänger, auch ein Mann“, und aus seiner Stimme Klang's, als fühle er eine Stolzempfindung darüber in sich anschwellen.

Auf dem Bestenstein sprach er zu niemand von seiner Befreundung mit den Wolfsturm Bewohnern und seinem täglichen Zusammensein mit Luitgard Siefmoser, ein unbestimmtes Gefühl, er tue besser dran, hielt ihn davon ab. Sein Ausbleiben hatte nichts Auffälliges, denn es dauerte nicht länger als früher, die außerordentliche Wegkürzung brachte ihm den Zeitgewinn mehrerer Stunden ein, und er kam allen seinen Obliegenheiten stets zur Befriedigung nach. Im übrigen bekümmerten die Burginsassen sich auch nicht um sein Tun und Treiben, ihre Gedanken waren auf anderes gerichtet, und sie schliefen zumeist lang, oft nicht nur in den hellen Morgen hinein, sondern den hellen Tag hindurch bis gegen Abend hin; die Weinfässer mochten wohl eine Erklärung geben können, weshalb. Auch Willanders verfiel wie von jeher allnächtlich in seinen festen Schlaf, nur gesellten sich dem jetzt fast immer Traumbilder hinzu. Doch brachten diese ihm nicht mehr die schreckhafte Vorstellung, er klettere, haltlos zwischen

dem Himmel und dem Abgrund hängend, an der Felsnadel hinauf, sondern er saß im Traume allemal unter dem Baume, dessen Namen niemand kannte, neben ihm saß Luit mit den aufgeschlagenen Gedichten des Wolkensteiners auf dem Knie, und dann kam der schöne blaue Vogel geflogen und sie horchten beide auf seinen Gesang, der so klang, als ob er ihnen etwas sagen wolle, aber in einer Sprache, die sie nicht verstanden.

Siebentes Kapitel.

Da kam einmal an einem leuchtenden Maimorgen auf der Straße von Bozen nach Nals etwas Wunderbares daher. Ein beträchtlicher glänzender Reiterzug war's, von prächtigen, buntfarbigen Gewändern, feinen erzenen Rüstkleidern und wallenden Helmfedern, in der Sonne glitzernd und gleißend; in einer von purpurnem Baldachin überdachten Sänfte ward eine ältere, etwas müdblickende Dame getragen, andere, zumeist noch jung, ritten auf reichgeschirrten Maultieren neben und hinter ihr. Die Tochter des Königs Ladislaus von Ungarn und Böhmen war's, Gemahlin des Bruders Kaiser Karls V., Erzherzog Ferdinands, des Landesheeren von Tirol, der von Innsbruck her über den Brenner gekommen, eine Zeitlang auf dem alten Schloß Tirol über Meran Aufenthalt zu nehmen.

Er bildete mit strengem Ausdruck des unverkennbaren habsburgischen Gesichts die Spitze des vornehmen Zuges, der indes eine Strecke vor Andrian plötzlich anhielt; die Erzherzogin Anna, schon seit länger von einem leidenden Zustande befallen, fühlte sich zu matt zur Fortsetzung des Wegs und verlangte nach einer Ausrast. Eilfertig wurde von Bediensteten alles dazu Erforderliche, vorbedacht auf Packpferden Mitgeführte abgeladen, ein stattliches Gezelt aufgeschlagen, in dem die Ermüdete sich auf eine bequeme Ruhbank hinreckte; daß sie die Augen schloß, deutete darauf hin, sie wolle in einem längeren Schlaf nach Erholung suchen. Das Geleit von Herren und Damen aber nützte die Unterbrechung, wie es schien nicht ungern, zur Einnahme eines Imbisses und erfrischenden Trunkes, wofür ebenfalls Vorsorge getroffen worden. Ein Waldbestand in erstem lichtgrünem Blätterschmuck zog sich Schatten bietend gegen die Etsch abwärts, dorthin schafften die Dienerhände das Nötige, Fäßchen mit auserlesenem Bozener Edelwein und kostbare Trinkgeräte, und ein farbig-fröhliches Treiben, Stimmenschall und Lachen begannen unter dem jungen, noch von Goldfäden der Sonnenstrahlen durchspielten Laubdach.

Im Angesicht der Stelle geschah's, wo die kleine Einbuchtungsrinne sich in den Abhang des Steinbergs hineinwand, und Willanders und Luitgard saßen nach dem täglichen Brauch dieser Vormittagstunde in ihrem

grünen, von den weißen Kelchen der Felsenbirne verzierten Gemach, doch ohne von dem, was draußen vorging, etwas zu sehen und zu hören. Die Bäume und Büsche ihres Aufenthaltsplatzes verdeckten den Blick ins Tal hinaus mit dichtem Vorhang und fingen auch den Schall der drüben tönenden Stimmen ab; so lag Stille wie immer um die beiden, und sie rührte keine Ahnung von dem an, was sich kaum eine Viertelstunde weit von ihnen zutrug. Deshalb überkam's sie halb mit Schreck, als einmal zu ihrer Linken ein Rascheln im Gezweig des Unterholzes aufklang und gleich danach aus diesem eine Gestalt hervortauchte, wie sie noch niemals eine ähnliche gesehen hatten. Ein ganz junges, wohl noch kaum sechzehnjähriges Mädchen war's, in einem goldgrünen Gewande und auf dem sonnenhaft blonden Haar einen tellerartig flachen, gleichfarbigen Hut tragend, von großen weißen und rosigen Federn überwallt; um ihren Hals und Nacken schürzte sich eine breite, vielgefältelte, gleich frisch gefallenem Schnee glänzende Atlaskrause. Aus der hob sich ein schmales Gesicht auf, als das Wunderfamste von allem, denn etwas Lieblicheres an Schönheit konnte es auf der Erde nicht geben.

Ganz verständnislos blickten die beiden stumm auf die räthselvolle, halb vor ihnen zurückstuhende Erscheinung hin, da klang auch von der andern, rechten Seite ein Laubrascheln her und kam dort

ebenfalls eine Gestalt zum Vorschein, doch keine weibliche, sondern ein junger, wohl höchstens erst um zwei Jahre älterer Mann in dunkler, vornehmer Tracht, mit einem zierlichen Schwertdegen an der Seite; über seinen schlankanschließenden kurzen Wamsrock fiel ein breit mit goldenem Band umsäumter Mantelfragen bis kaum zum Gürtel herab. Auch ihm umschloß eine weiße, gefältelte Krause, doch von geringerer Breite, den Hals, und auch er machte beim Anblick der beiden Inhaber des heimlichen Platzes eine leicht stugende Bewegung. Aber gleich danach sagte er lächelnd: „Habt Ihr ebenso wie ich geglaubt, Jungfrau, daß hier etwas Schönes zu finden sei und Euch herverirrt? — Seid ihr Waldkinder, und ist dies eure Wohnstube, darin ihr die Herren seid? — Kommt herzu, Jungfrau, wir wollen uns zu ihnen setzen, sie sehen nicht wie Kobolde aus, die Übles im Sinn tragen. Und schauet hin, welch ein herrlicher Bürgelbaum sich hier über uns wölbt, der lohnt wohl, daß uns der Zufall hierher gebracht hat. Ich weiß ihn erst seit gestern zu benennen, denn ich sah in einem Garten zu Bozen einen feinesgleichen, den ein Freund seltener Pflanzen dorthin gesetzt hatte. Von dem erfuhr ich den Namen, den ihm Konradus Gesnerius, der Kundigste unserer Zeit in allen Naturdingen, beigelegt hat, und mancherlei sonst noch über den Baum. Er ist

von der Küste des Welttheils Afrika zu uns herübergekommen und bis hierher vorgeedrungen, weiter aber nicht, drüben jenseits dieser Berge will er nicht mehr gedeihen. Im Herbst, da bekommt er schwarze Früchte, die einen gar lieblichen Geschmack besitzen sollen, und Gesnerius berichtet, das sei die Kotosfrucht, von der sich das Volk der Kotoophagen genährt habe, zu dem ehemals der griechische Held Ulysses, wie der Dichter Homerus erzählt, auf seiner Heimfahrt von der Stadt Troja verschlagen worden. Und es sei den Gefährten des Ulysses der Wohlgeschmack dieser Kotosfrucht so köstlich gewesen, daß sie das Gedächtnis an Heimat und Vaterland davon verloren und kein Begehren mehr gehabt, dorthin zurückzukehren. Nun steht der Kotosbaum hier erst in der Blüte, wie er so auch im Garten zu Bozen stand, und es ist schade, daß wir nicht von seinen Früchten genießen können.“

Dem Sprecher mußte ein besonderer Gefallen an Gegenständen der Natur innewohnen und er gern den Anlaß wahrnehmen, seine Kenntniß an den Tag zu legen, doch schien's, er habe wohl auch von dem Zürgelbaum so ausführlich zu dem Zweck gesprochen, der schönen jungen Dame Zeit zur Beruhigung darüber zu gewähren, daß sie unvermutet hierher zu den „Waldkindern“ geraten sei; beide gehörten offenbar dem Gefolge des Erzherzogs Ferdinand und

seiner Gemahlin an und hatten sich während der Aufrast der letzteren von den anderen fortbegeben, waren so, wohl gleicherweise vom Anblick der grünumbuschten Einbuchtung in die Bergwand verlockt, hier an der nämlichen Stätte zusammengetroffen. Jetzt ließen sie sich für ein Weilchen neben denen nieder, die nicht wie „Übles im Sinn tragende Kobolde“ aussahen, sprachen freundlich mit ihnen, erkundigten sich nach ihren Namen und Wohnsitzen; noch immer großstaunend, gaben die Befragten in offener, hübscher Art Antwort darauf, daß erkennbar ward, sie stößten den Fremden Wohlgefallen ein. Die Augen der letzteren begegneten sich ab und zu, kurz einen raschen Blick miteinander austauschend, hinter dem Rücken der zwischen ihnen Sitzenden; dann streckte die junge, im goldgrünen Kleide als eine Fürstin erscheinende Dame einmal die Hand nach dem auf Luitgarde's Knie liegenden Pergamentbändchen, betrachtete sein Titelblatt und sagte: „Das sind ja die Gedichte von Oswald von Wolkenstein. Leset ihr zusammen darin? Könnt ihr denn lesen?“ Das bejahte Willanders mit einem unverhehlten Stolz- und Glücksgefühl: „Ja, Luit hat's mich gelehrt“; nun nahm der junge Herr das Buch, das ihm bekannt sein mußte, blätterte ein wenig darin und sprach: „Da zeig's uns und ließ uns dies Gedicht vor.“ Dem leistete der große Knabe bereitwillig Folge und las:

Von achtzehn Jahren eine hat
 Gemacht, daß all mein Freude schweigt,
 Seit mir ihr Auge früh und spät
 So wonniglichen Wandel zeigt.
 Ohn' Unterlaß hab' ich kein Ruh',
 Mich zwingt ihr Mündlein auch dazu,
 Daß sich so lieblich auf und zu
 Mit Worten süß kann lenken.

Wie fern ich sei, doch folget mir
 Ihr Angesicht durch alle Land';
 Ihr holder Blick umranket schier
 Mein Herz, in rechter Lieb' entbrannt.
 Ach Gott, wüßt sie nur mein Gedank',
 Wenn ich vor ihr, vor Sehnsucht krank,
 Muß stehn und darf an keinen Dank
 Und kein Umarmen denken.

Ein Weib, so magdlich, so voll Scherz,
 So lieblich, hab' ich nie gesehn;
 So schön, bereitet sie mir Schmerz,
 Hoch von dem Haupt bis zu den Zehn.
 Wenn ich bedenk' ohn' Unterlaß
 Die Holdgestalt, ihr ganzes Maß,
 Wie könnt' ich ihr wohl sein gehaß?
 O wollt' sie Lieb' mir schenken!

Mit wohlklingender Stimme hatte Willanders die Verse gelesen, die von ihm und Luitgard bisher nie beachtet worden; über das Antlitz der jungen Dame war dabei ein rosenfarbiges Rot heraufgestiegen, und unvermerkt trafen ihre enzianblauen Augen wieder mit dem Blick dessen zusammen, den der

gleiche Antrieb an die nämliche Stelle wie sie geführt hatte. Der sagte jetzt: „Du hast gezeigt, daß du gut lesen kannst, und das Lied klang schön hier unter dem Kotosbaum. Aber schöner wäre noch manches Lied von dem Minnesänger Walthar gewesen, der sich von der Vogelweide benannte, niemand weiß mehr, von wannen er gekommen und wo seine Wiege gestanden, obzwar ihm kein anderer gleich kommt. Habt ihr von ihm auch gehört? Dies wär' die rechte Stätte, seine Gedichte zu lesen.“

Von dem indes wußten die beiden Befragten nichts, sie kannten keine anderen Lieder als die des Wolfensteiners. Doch wie sie dies antworteten, erschollen flötende Töne über ihnen vom Zürgelbaum herab, der blaue Vogel war herzugeflogen, saß singend droben, und, den Blick nach ihm aufhebend, rief der fremde Herr freudig aus: „Der kommt zur rechten Stund' am rechten Ort. Blaumerle heißt er im Kärntnerland, Gesnerius benannt ihn Cyanus; wenn Walthar ihn gekannt hat, mag er wohl in Zweifel gewesen sein, ob er ihm nicht noch den Preis vor der Nachtigall zuteilen solle. Hört, Jungfrau, wie köstlich er redet!“

Alle horchten schweigend ein Weilchen auf den wundervollen Gesang des Vogels, dann kam Luitgard, als er verstummte, vom Munde: „Wir hören ihn oft hier, aber wir verstehen nicht, was er sagt.“

Nun fiel der junge Herr ein: „Da müßt ihr Walther von der Vogelweide fragen, der verstand's und sprach's in einem Lied:

Vor dem Wald mit süßem Schall

Tandaradei!

Lieblich sang die Nachtigall.

Doch beim letzten Wort stand der Sprecher auf und fügte nach: „Wir müssen wohl der Zeit gedenk sein, Jungfrau, daß die andern nicht wieder aufbrechen und wir zu Fuß hinterdrein folgen müßten. Das wäre von Übel —“

Obgleich er dazu lachte, erschrak die Angesprochene merklich bei der Vorstellung und erhob sich rasch ebenfalls. Beide reichten den Zurückbleibenden freundlich die Hand und sagten wie aus einem Munde: „Es war schön hier bei euch.“ Dann gingen sie schnell miteinander davon. Luitgard und Willanders blickten ihnen wie zwei Erscheinungen aus einem Märchen nach, dann nahmen sie noch Seltsames gewahr. Buschgezweig deckte sich über die Fortgeschrittenen, doch ließ durch seinen Schleier erkennen, daß sie drüben noch einige Augenblicke anhielten, der junge Mann einen Arm um den Nacken seiner Begleiterin schlang, sein Gesicht zu ihrem neigte und sie auf die Lippen küßte. Danach wurden sie nicht mehr sichtbar, und nur die Blaumerle hob zwischen den grünen Blüten des Zürgelbaumes ihren Gesang wieder an.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe die beiden zu dem Entschluß gelangten, den Weggeschwundenen an dem Talrand hinaus nachzufolgen. Sie kamen wortlos darin überein, doch taten etwas ihnen bisher noch nie in den Sinn gekommenes, denn beim Vorsetzen der Füße faßten sie sich zum erstenmal an der Hand; es regte den Eindruck, daß sie sich wechselseitig dadurch Mut einzuflößen suchten. So erreichten sie den Ausgang der Rinne, davor aber lag alles, wie sonst, still und klar, nur in ziemlicher Ferne schon bewegte sich ein farbig glänzender und glühender Reiterzug gegen Nals zu talauf.

Ihnen war's, als hätten sie einen wunderlichen Traum gehabt, in dem sie erfahren, wie „ihr Baum“ und wie der blaue Vogel heiße. Auch noch etwas anderes, aber was dies sei, wußten sie sich nicht zu sagen; es gab kein Wort dafür und keine Vorstellung, nur ein Gefühl, es verhülle sich unter einem Nebelschleier, einer hohen Bergspitze gleich, auf die sich eine weiße, von der Sonne mit Gold umsäumte Glanzwolke lege. Von der ging eine Blendung aus, und wie vor einer solchen schlossen sie im Gehen unwillkürlich die Augen zu; ihre Hände lösten sich dabei, wie von einem Schreck überkommen, jetzt auseinander, und ohne zu sprechen, eilten sie rascher als sonst nach dem Wolfsturm zurück.

Der Sommer hatte begonnen und schritt mählich weiter; die Blüten des Fürtelbaumes wandelten sich in kleine gelbe Beerenfrüchte um, die langsam rote Färbung annahmen. Da erschien eines Tages ein Bote aus Bozen mit einem kleinen Päckchen, das die Aufschrift trug: „Für die Waldkinder im Wolfs-turm“. Es kam weither von jenseits der Berge aus der berühmten Stadt Augsburg und enthielt einen dünnen Pergamentband mit dem Titelblatte: „Gedichte von Walter von der Vogelweide“. Auf einem leeren Blatt davor stand geschrieben: Der Walter kommt zu Euch zum Dank von Herzog Ferdinand.“

Und von anderer Hand stand darunter:

„Euch schickt auch einen guten Gruß, und höret recht zu, daß ihr verstehen lernet, was der blaue Vogel singt, Philippine Welsler.“

Die war trotz ihrer prächtigen Kleidung keine Fürstin gewesen, sondern eine Tochter des größten und reichsten Augsburger Kaufherrn und Ratsherrn, Franz Anton Welsler, bei dessen Vorfahren schon Kaiser und Reich in Schuld gestanden; auf der Reise nach dem Schloß Tirol hatte sie sich mit im Geleit der Erzherzogin Anna befunden. Der aber, mit dem sie in der Verborgenheit des grünen Wald-gemachs zusammengetroffen, war der zweitälteste Sohn des Erzherzogs Ferdinand, des Thronerben

seines kinderlosen kaiserlichen Bruders Karls des Fünften, Herzog Ferdinand von Oesterreich, dem es vor einigen Monaten während seiner Anwesenheit beim Reichstag in Augsburg der wundergleiche Liebreiz der sechzehnjährigen Patriziertochter dergestalt angetan hatte, daß er den unverbrüchlichen Entschluß gefaßt, sie, dem Zorn seines Vaters und der ganzen Welt trogend, sich zur Frau zu erwählen.

Als dann die Beeren des Zürgelbaums zur Größe kleiner Kirschen und schwarzer Reife gelangt waren, sprang eines Tages Willanders zu ihm hin, umklammerte den glatten Stamm mit Armen und Beinen und suchte sich daran emporzuheben. Das sah Luitgard mit Schreck, denn ihr erschien's nicht möglich, daß jemand an dem hohen Baum bis zu den Früchten hinaufklettern könne, er müsse vom Schwindel überwältigt werden und herunterstürzen. Aber der Angerufene hörte nicht auf ihr ängstliches Bitten, sondern rang sich furchtlos weiter, hoch und höher, bis es seiner ausnehmenden Behendigkeit gelang, die Zweige zu erreichen, eine Menge von den Früchten zu pflücken und sie wie einen Regen hinabzuwerfen. Dann glitt er selbst blitzgeschwind wieder zum Boden nieder, wortlos staunend sah seine Gefährtin ihn an, als gewahre sie ihn in diesem Augenblick gleichsam zum erstenmal, sie setzten sich nebeneinander und aßen von den überaus schmackhaft-aromatischen süßen

Beeren. Alles, was im Frühling die beiden plötzlich hier aus dem Buschlaub Hervorgetauchten an dieser Stelle gesprochen hatten, war ihnen Wort um Wort im Gedächtnis verblieben und so auch die Erzählung von den Gefährten des Ulysses. Wer das gewesen, wußten sie zwar nicht, doch Willanders sagte: „Ich kann's gut begreifen, daß sie nicht mehr fortgehen wollten, als sie davon gegessen hatten. Mir geht's auch so, ich möcht' immer hier bleiben. Möchtest du's auch?“ Das Mädchen nickte, doch gab Antwort dazu: „Wenn du von dort oben heruntergefallen wärest, so säßen wir hier nicht beisammen. Wären dir die schwarzen Kirschen das wert gewesen?“ — „Dann wär' ich vor deine Füße heruntergefallen, hätte noch eine von ihnen gegessen und dich dabei noch einmal angesehen. Und danach hätten sie mich bei der Kirche in Andrian begraben und ich immer davon weiter geträumt.“ — „Und hättest nicht daran gedacht, daß ich dann immer allein hier weiter sitzen müßte.“

Darin lag ein Vorwurf, aber Luitgard lachte bei den Worten, und er lachte gleichfalls, und sie genossen von der süßen Beerenfülle weiter, sprachen dazu, wie schon gar oftmals, von dem Herzog Ferdinand und der, die sich auf dem Blatt im Buche Philippine Welsch benannt hatte, wo sie jetzt wohl seien und was sie grad' in diesem Augenblick wohl

täten. Dann sagte er einmal: „Vielleicht weiß es der Walter und kann's uns kundtun“, und seine Hand griff nach den Gedichten Walters von der Vogelweide, die sie während der letzten Monate immer statt derer von Oswald von Wolkenstein mit sich in ihr grünes Waldgemach genommen, und drin blätternd, wies er hin: „Da ist's, ‚Unter der Linden an der Heide‘, und drin steht's, was er damals hier gesprochen: Vor dem Wald mit süßem Schall — tandaradei — lieblich sang die Nachtigall. Die Blaumerle tut's nimmer, denn es ist kein Frühling und Sommer mehr, — laß uns miteinander lesen, was die Nachtigall gesungen hat, die sagt's uns wohl, was die beiden jetzt tun.“

Sie bückten ihre Köpfe zusammen über das Blatt, so dicht nebeneinander, daß ihre Schläfen sich fast berührten, und lasen, auch wie schon oftmals, das Gedicht, verstanden dies jetzt und verstanden's doch auch nicht, wie einst die Mutter Luitgards nicht begriffen, weshalb ihre Schwester die Zugbrücke niedergelassen habe, damit der unheimliche nächtliche Besucher zu ihr in die Bergfriedkammer gelangen könne. Als die beiden aber sich zum Rückweg aufmachten, hielten sie heut an der Stelle kurz an, wo sie damals den jungen Herzog und seine Begleiterin zuletzt noch durch den Blätterschleier halb wahrgenommen hatten, und Willanders legte seinen Arm

plötzlich um Luitgarðs Nacken. Sie fragte mit einem leiszitternden Ton: „Was willst du?“ und er antwortete: „Ich möchte wissen, ob deine Lippen von den schwarzen Kirschen auch so süß geworden sind, wie die Nachtigall singt.“ Dazu bog er rasch sein Gesicht vor und küßte sie auf den roten Mund, von dem auch das Gedicht Walters von der Vogelweide sprach, doch mit so flüchtiger Scheu, daß seine Lippen nur eben die ihrigen streiften. Dann setzten sie schweigend ihren Weg fort; ungefähr mochten sie jetzt das gleiche Alter erreicht haben, in dem an jenem Maitag der Herzog Ferdinand und Philippine Welfer gestanden.

Die Fruchtreife des Zügelbaumes hatte das Nahen des Herbstes angekündigt, der in diesem Jahre früh mit stürmischen Unwettern und finsternen Nächten hereinbrach. Die brachten mit sich, daß in der hochgeschwollenen, vielfach weit über ihre Ufer tretenden Etsch noch öfter als sonst reisende Kaufleute verunglückten, im Dunkel wegab in die tiefüberschwemmten Niederungen gerieten und so ihr Ziel nicht erreichten. Doch war nicht recht erklärbar, daß auch beim Ablauf des Wassers von keinem dieser Verschwundenen je sich eine Spur entdecken ließ, und die zunehmende Häufigkeit solcher Fälle gab in Bozen Anlaß zum Entstehen eines Geredes, es müsse damit eine andere, absondere Verwandtnis haben, da es an die Unsicher-

heit der Straßen nach Lana und Meran zu Vorväterzeiten erinnere, in denen nächtliche Überfälle auf Reisende von Raubburgen herunter verübt worden. Man wollte gegen niemand geradezu Verdacht offenbaren, aber allmählich verdichtete dieser sich doch nach einer bestimmten Richtung, ward durch mancherlei Ausagen mehr und mehr bestärkt. Dem Waffenschmied Berlt Warnkönig waren schon seit einer Reihe von Jahren die vielfachen Bestellungen von eisernen Rüstungsteilen bei ihm durch die Besitzerin des Bestensteins aufgefallen; er entsann sich auch noch, daß sie in seiner Werkstatt zurzeit vor dem Ausbruch des Bauernkrieges Auftrag zur Anfertigung eines besonderen, mit Silberbändern am Kreuzgriff ausgelegten Schwertes gegeben habe. Seinen Äußerungen gefellte sich eine sonderbare Beobachtung hinzu, die manche schon seit Jahren gemacht zu haben glaubten, daß zumeist das spurlose Verschwinden reisender Kaufleute um einen oder zwei Tage später stattgefunden, nach dem die „Übelhörin“, die jeder sogleich auf der Straße an ihrer „Maultasche“ erkannte, von dem einäugigen Waffenknecht Weßel begleitet, in der Stadt gewesen sei; es hatte den Eindruck erregt, als ob jemand die Absicht von Leuten ausgekündet habe, sich in nächster Zeit mit gefüllter Geldkage zu Einkäufen auf dem Weg nach Meran oder Lana zu begeben. Und ein wunder-

liches Gerücht, von dem niemand wußte, wer es aufgebracht, lief obendrein neuerdings um: der Zeithofener, den die Katharina geheiratet und den keiner je zu Gesicht bekam, habe als einer der Bauernanführer mit verummenden Bisiergattern während des von Jakob Geißmayer geschürten Aufstandes an diesem teilgenommen; er solle bei nächtlicher Weile auf den Bestenstein gekommen sein, um sich als Liebhaber der Übelhörin bei ihr satt zu essen und von ihr zu seinem Vorhaben mit Geld auszurüsten zu lassen. Irgendwo sei er bei einem der Kämpfe schwer verwundet und, um ihn vor Entdeckung zu sichern, heimlich dorthin geschafft worden, wo er seitdem mit seiner Frau und den Knechten das einträgliche Gewerbe der ehemaligen Inhaber des Raubnestes wieder aufgenommen und fortgesetzt habe.

Es dauerte eine Zeitlang, ehe dies umschwirrende Gerede sich zu einem Argwohn zusammenspann, da aber während des Winters die unaufgeklärten Unglücksfälle auf den Etschtalstraßen sich nicht verminderten, sondern noch zunahmen, sah die Bozener Behörde sich zuletzt doch veranlaßt, Mitteilung davon und von der aufgewachten Mutmaßung nach Innsbruck zu machen. Und insolgedessen geschah Außergewöhnliches; die Statthalterei legte den Bericht nicht in herkömmlicher Weise für eine Reihe von

Jahren zu den Akten, sondern erließ schon nach Ablauf einiger Wochen einen Befehl zurück, Nachforschung und genaue Untersuchung auf dem Bestenstein anzustellen, ob sich dort Anzeichen zur Begründung des gehegten Verdachtes ergäben. Wahrscheinlich hatte die Sache der landesherrlichen Kasse Besorgnis eingeflößt, es könne ihr durch etwaige Vераubung wohlbemittelter Steuerzahler eine Einbuße zugefügt werden.

So brach an einem Märzorgen ein Bevollmächtigter mit zwei Dugend Bewaffneten von Bozen auf, um sich nach der verdächtigten kleinen Burg zu begeben. Des näheren Gebirgsweges unterm Buchberge hin unkundig, schlugen sie die Straße über Andrian ein, kamen dadurch unweit am Wolfsturm entlang und kehrten in diesem vor, sich über die nächste Möglichkeit zur Erreichung ihres Zieles zu vergewissern. Dabei befragte der Anführer des Trupps Ulbert Siefmoser, was er von dem entstandenen Argwohn halte, doch erwiderte der mit einem Achselzucken nichts weiter, als daß er niemals etwas von denen droben zu Gesicht bekomme, sich nicht um sie bekümmere und keinerlei Wissen und Meinung von ihrem Tun und Treiben habe. Nur Menz Romwald setzte hinzu: „Wenn's Euch geheißen ist, suchet, ob Ihr etwas findet. Aber ausspüren, glaube ich, werdet Ihr nichts; der Aufstieg

wird Euch zeigen, daß es schwer fällt, Leute wider ihren Willen hinaufzuschaffen, geschweige zu tragen, und für Geldmünzen gibt's im Felsen genug Verstecklöcher, dran sich auch Eulenaugen umsonst abmühen würden. Was es zu wissen geben kann, denk' ich, weiß die Etsch besser als das Mauerwerk da oben."

Die Abgesandten schlugen auf der langen Schlinge fast bis Hals hin den ihnen beschriebenen Weg ein, und die Mittagstunde kam heran, ehe sie von Gaid aus an den Bestenstein gelangten. Auf ihren Anruf über die Schluchtschürnde ward sogleich die Fallbrücke von der Winde niedergelassen, und mit verwunderten Gesichtern wurden die zahlreichen Ankömmlinge von den beim Mittagessen versammelten Burginsassen empfangen. Die Zahl der letzteren hatte sich in gewisser Weise um einen Kopf vermehrt, denn auch der älteste Haussohn Konrad mußte jetzt zu den Erwachsenen gerechnet werden; er war ein stämmiger Bursche geworden, der seine Abkunft durch augenfällige Ähnlichkeit mit dem Vater, doch ungleichem mit seiner Mutter bezeugte, deren langher vererbter breitwulstiger Hängemund sich bei ihm in gleichem Maße ausgebildet zeigte. Der Bevollmächtigte fiel nicht mit der Tür ins Haus, sondern gab vor, er habe von der Regierung in Innsbruck Auftrag zu genauer Besichtigung der Burg erhalten, da sie bei

ihrer besonderen Lage auf dem Felspfeiler Befürchtung einflöße, es könnten Teile der Jahrhunderte alten Mauern ihren sicheren Halt verloren haben und mit Absturz in die Tiefe drohen. Diese Bezeugung achtbarer Fürsorglichkeit der hohen Statthalterei nahmen Christoph und Katharina von Zeitenhofen dankbar entgegen und beflissen sich eifrig, den Beauftragten instand zu setzen, daß er sich durch Augenschein aufs gründlichste über die bauliche Beschaffenheit und ihren Zustand vergewissern könne. Kaum eine Fußbreite und kein Winkel blieb ununtersucht, in jeder der mannigfachen, zu wirtschaftlichen Zwecken verwendeten Kellerhöhlungen des Gesteingrundes ward mit Fackeln hineingeleuchtet, doch nirgendwo trat etwas Besorgnißerweckendes zutage; die Erbauer der Burg hatten ihr Mauerwerk aufs vortrefflichste den natürlichen Bedingungen der Felsnadel angepaßt und es ersichtlich so hergestellt, daß ihr voll ausreichende Widerstandskraft für noch weitere Jahrhunderte innewohnte. Nirgendwo aber ergab sich auch sonst etwas im leisesten Verdächtiges, als daß in einem Raum die Weinfässer auf fleißige Benutzung hinwiesen. Um nicht vor der Wiedererreichung des Etschtales ins noch frühzeitig einfallende Nachtdunkel zu geraten, mußte der Beamte nach einigen Stunden mit seinen Begleitern den Rückweg antreten. Der Burgherr und die Burgfrau

geleiteten ihn unter nochmaliger Dankfagung für seine Bemühung ans Thor, durch das die Fortwandelnden mit befriedigten, wenn auch vielleicht innerlich etwas langen Gesichtern davonzogen, und hinter ihnen hob sich die Zugbrücke des Bestenstein wieder auf.

Die Meldung von dem Ergebnis oder vielmehr der Ergebnislosigkeit dieser Nachspürung diente in Innsbruck zu starker Dämpfung des ungewöhnlich entwickelten Eifers, man verbat sich von dort ernstlich weitere ungebührliche Belästigungen mit belanglosen Etschtalvorkommnissen. Nur die Bozener Kaufherren gaben sich mit diesem Bescheide nicht recht zufrieden, erhoben gegen ihn zwar keinen öffentlichen Widerspruch, doch berieten im stillen darüber, was am besten zu tun sei, um eine Sicherung auf der für sie äußerst wichtigen Landstraße nach Lana-Meran zu bewerkstelligen. Sie setzten sich zu dem Zweck in Verband mit den Herren von Hocheppan, Boymont und Payrsberg, daß von diesen Burgen aus in besonders unwirtlichen Nächten ein achtames Ohr und Auge auf die an ihnen vorbeiführenden Gebirgswege gehalten werde, und auch im Wolfssturm sprach ab und zu ein Sendbote aus der Stadt her zu, wie ingleichen Menz Romwald sich öfter als zuvor nach ihr hinüber begab. Über diese kleine örtliche Angelegenheit brach aber jählings mit ungeheurer Wucht ein großer Sturm herein, der aus

allen Köpfen jeden anderen Gedanken wie wirbelnde Spreu verjagte. Drüben im Norden des Reichs hatte sich plötzlich der Kurfürst Moriz von Sachsen von der Belagerung Magdeburgs, die ihm Kaiser Karl V. übertragen, nach Süden zu gewandt und rückte mit seinem starken Heere gegen Innsbruck, dem gegenwärtigen Aufenthaltsort des Kaisers, heran, um diesen in seine Gefangenschaft zu bringen und ihn zur bedingungslosen Anerkennung einer Gleichberechtigung der protestantischen Konfession im Reich zu zwingen. So blitzartig schnell geschah's, daß die Botschaft seines Herannahens seinem Eintreffen in Innsbruck kaum um einen Tag vorausflief, in der Stadt namenlose Bestürzung und Verwirrung hervorruhend. Kaiser Karl, von einem heftigen Gichtanfall unfähig gemacht, zu Pferde zu steigen, fand nur eben noch Zeit, sich in einer Sänfte zum Brennerpaß hinauftragen zu lassen, und in kopflos drängender Flucht wälzte sich sein Gefolge mit ihm durchs Eisacktal gegen Bozen nieder, um durch das Vustertal weiter ins Kärntner Land zu gelangen und dort Sicherheit hinter den Mauern der festen Stadt Villach zu suchen.

Achtes Kapitel.

Wie alles zuvor, seit den frühesten Erinnerungstagen her Geschehne ging auch dies große Ereigniß

mit seinen Nachwirkungen wieder vorüber, und die Sommer Sonne betrieb gleichmütig ihr schon altes Geschäft fort, im Etsthal die Trauben und Pflirsche und, wo sie da und dort einen Bürgelbaum antraf, auch dessen Früchte zum Weiterreifen anzuhalten. Ähnlich mochte sie ebenfalls mit den Knospenansätzen in menschlichen Köpfen und Herzen verfahren, doch stellten diese ihre Blütenentwicklung nicht gleich der an den Gezweigen offen zur Schau, bemühten sich im Gegenteil zuweilen, ihren Vorschritt der Wahrnehmung möglichst unter verbergenden Schleiern zu entziehen, und merkbar war's, daß dieser Antrieb auch über Willanders und Luitgard Siefmoser geraten sei. Was sich zwischen ihnen nach dem gemeinsamen Verzehren der schwarzen Kirschen zugegetragen, fand keine Wiederholung mehr, die süßen Beeren hatten offenbar auf sie nicht die gleiche Wirkung geübt, wie bei den Gefährten des Ulysses; wenigstens waren beide nicht von unbezwinglichem Verlangen überwältigt worden, fortan immer in dem grünen Waldgemach zu bleiben, vermieden vielmehr, wie in schweigendem Übereinkommen, dorthin zurückzukehren und fanden sich nur noch unter offenem Himmelsdach im unverschatteten Sonnenlicht zusammen. Das unterließen sie freilich an keinem Tage, aber auch so ward ein Unterschied in ihrem Zusammensein gegen früher erkennbar. Ihre Augen

sahen sich nicht an, wichen bei zufälliger Begegnung des Blicks stets schnell zur Seite, nie mehr faßten sie sich, wie vordem, beim Gehen an der Hand. Es war, als ob jeder im Innern eine Scheu vor dem andern oder vielleicht auch vor sich selbst trage; vom Herzog Ferdinand und Philippine Welsler war nicht mehr zwischen ihnen die Rede. Statt der Gedichte Walters von der Vogelweide nahmen sie wieder die Oswalds von Wolfenstein auf ihre Gänge mit und lasen darin von seinen Kriegserlebnissen und abenteuerlichen Umfahrten durch die Welt; doch ließ sich ihnen anmerken, vorlesend oder zuhörend, tat's jeder mit gleicher Teilnahmlosigkeit, sie fuhren nur damit fort, weil sie nichts anderes gemeinsam zu tun wußten. Ihre fünfjährige Freundschaft hatte sich überlebt, ward allein noch von der langjährigen Gewohnheit scheinbar weiter erhalten; sie langweilten sich gegenseitig beieinander.

Unter solchen völlig veränderten Umständen mußte einmal eintreten, was schließlich geschah; Willanders blieb eines Morgens aus, und damit nahm das Ende ihres Zusammenkommens seinen Anfang. Zwar stellte er sich am nächsten Tage noch wieder ein und gab vor, er habe gestern wegen eines besonderen Auftrages nicht hierher können, aber dann wurden die Zwischenräume seines Wegbleibens länger, und nach einigen Wochen hörte sein Kommen gänzlich

auf. Er ging seine Wege, und Luitgard gewöhnte sich daran, auf dem ihrigen allein zu sein, verlor jetzt die Scheu vor dem Bürgelbaum und kehrte zu ihm zurück, öfter einsam unter seinem Dach in den wieder von ihr mitgenommenen Gedichten Walters zu lesen. Eigentümlich aber traf sich's, daß Willanders zu dieser Zeit für seine Gänge allemal auch die gleiche Richtung wie sie einschlug und sich dadurch immer in nur geringer Entfernung von ihr befand, doch ohne daß sie eine Ahnung davon berühren konnte. Denn, wo es sein mochte, hielt ihn stets dichtes Laubwerk unsichtbar verdeckt, und sein behender Fuß trat so unhörbar auf, daß er kein stärkeres Geräusch als ein leicht über den Boden hinhuschendes Eichhorn verursachte. So verweilte er in seiner Verborgenheit, bis sich das Mädchen, das er selbst, wo es sich niedergelassen, beständig durch eine Blätterlücke im Auge zu halten vermochte, zur Umkehr nach dem Wolfsturm aufmachte. Daß dies Tag um Tag derartig geschah, konnte nicht wohl vom Zufall so gefügt werden, und was ihn dazu trieb, wußte er sich selbst nicht deutlich anzugeben. Doch war ihm in letzter Zeit auf dem Bestenstein einmal etwas von der Burgfrau mit hämischem Mundgrinsen zu ihrem ältesten Sohne Gesprochenes zu Gehör gekommen: „Tu's dem Balg! Alt und stark genug bist du dazu, und wenn's dir gerät, so

soll meine Truhe dir einen Mahlschatz drauf geben.“ Was damit gemeint war, hatte der Hörer zwar nicht verstanden, doch trug er gegen Konrad Zeitenhofen einen immer mehr angewachsenen Widerwillen in sich, und alles Vorhaben und Tun von dem rief ihm unwillkürlich den Gedanken an etwas Bössartiges wach. Allerdings hatten die Worte der Ubelhörin in keinerlei Zusammenhang mit Luitgard Sietmoser stehen können und konnte ihn keine solche Besorgnis antreiben, dort, wo sie sich aufhielt, in der Nähe zu sein. Doch die Vorstellung, sie irgendwo im Gebirge allein zu wissen, überkam ihn mit einer Beunruhigung, zu der beitrug, daß er neuerdings Konrad Zeitenhofen öfter die Fallbrücke niederlassen und sich darüberhin für stundenlange Abwesenheit aus der Burg davonbegeben sah.

Ob Luitgard dennoch, wiewohl Auge und Ohr nicht dazu verhelfen konnten, durch einen unbenannten und auch den Gelehrten, die sich mit solchen Dingen beschäftigten, unbekanntem Sinn von der unsichtbaren und lautlosen Anwesenheit ihres früheren täglichen Gefährten in der Gegend, wo sie sich befand, in Kenntnis gesetzt wurde, ließ sich ihrem Gesichtsausdruck und Verhalten nicht anmerken; sie hätte verständigerweise auch nicht auf eine derartige Vermutung zu geraten vermocht, da nicht erklärbar gewesen wäre, was ihn, der des nahen Zusammenseins

mit ihr überdrüssig geworden, dazu veranlassen könne, sich in weiterem Umkreise des von ihr gewählten Sitzplatzes aufzuhalten. Aber falls dies völlig Unglaubhafte auch Wirklichkeit sein sollte, so wußte sie doch vermöge eines ihr von der Natur mitgegebenen unbenennbaren Sinnes aufs bestimmteste, daß sie vor einem unliebsamen Zusammentreffen mit ihm unter dem Zürgelbaum jedenfalls am besten gesichert sei; dahin werde er gewiß nicht kommen, um sich wieder neben ihr zu langweilen. Und dies vollständige Sicherungsgefühl dort bewog sie hauptsächlich, wie vordem die kleine heimliche Waldkammer zum Lesen in den Gedichten Walters von der Vogelweide aufzusuchen; jetzt in der Sommerzeit kam auch der blaue Vogel wieder, ließ seine flötenden Töne vom Baumgezweig herunterschallen, und ihr war's dabei jedesmal, so schön habe er noch niemals zuvor gesungen; so wundersam in der sonstigen Lautlosigkeit umher, daß manchmal ein Gefühl über sie geriet, als stehe der Herzschlag ihr in der Brust für einen Augenblick still, um mit zuzuhören. Wenn es dann Zeit für sie wurde, sich auf den Heimweg zu begeben, ging sie immer mit zugedrückten Lidern dort schnell durch das Buschlaub, wo der Herzog Ferdinand und Philippine Welfer bei ihrem Weggang noch ein wenig angehalten hatten. Es regte den Eindruck, sie werde von einer Scheu befallen, an der

Stelle etwas Erschreckendes zu gewahren, und auf die Straße ins offene Tal hinausgelangt, blickte sie sich auch auf dieser niemals um, als halte ein Gefühl sie ab, es könne in dem mittägig heißen Sonnenglanz etwas Unheimliches hinter ihr auftauchen, sondern schritt eilfertig auf die Häuser von Andrian zum Überqueren des Gaidener Baches zu.

Eines Mittags sah Willanders sie so aus der Entfernung nach Hause zurückkehren und daß sie dabei auf der Straße von jemand ihr Begegnendem angehalten wurde. Doch lag darin nichts Bedrohliches, denn nur unweit mehr vom Dorfe geschah's, und er konnte zudem noch unterscheiden, ein altes Weib sei's, das sie ansprach; nach dem äußeren Wesen und einem Tragkorb auf dem Rücken schien es eine mit allerhand kleinen Waren zum Verkauf in den Dorfschaften umwandernde Italienerin zu sein, wie sie nicht selten aus der Trientiner Landschaft nach Bozen und weiter durchs Etschtal herauf bis Meran gegangen kamen. Der Beobachter aus der Ferne nahm gewahr, daß sie nach kurzem Stehenbleiben neben der Heimschreitenden mit dieser umkehrte, und er war von seinen scharfsichtigen Augen nicht getäuscht worden. Sie hatte das Mädchen gefragt, ob seine Eltern nicht etwas von dem in ihrem Korbe Feilgebotenen gebrauchen könnten, begleitete auf eine ungewisse Erwiderung Luitgard

über den Bach und trat mit in das Zugangstor des Wolfsturmes hinein. Daß sah Willanders ebenfalls noch, denn er folgte, wie täglich, in dem stets von ihm innegehaltenen Abstände hinterdrein und konnte sich auch wie immer nicht gleich von der Betrachtung des Wolfsturms losmachen, sondern verweilte, durch einen Busch dem Gesicht entzogen, noch eine geraume Zeitlang mit dem Blick auf dem Gemäuer der jetzt schon seit manchen Wochen nicht mehr von seinem Fuß betretenen kleinen Burg. Während dieser Zeit kam die wandernde Händlerin nicht wieder aus dem Tore hervor; sie mußte drinnen guten Absatz finden oder vielleicht von der gerne zu einer Wohltat bereiten Frau Helena Siefmoser mit Speise und Trank zur Fortsetzung ihres heißen Weges erquickt werden, und der Hinüberschauende durfte sich nicht länger aufhalten, sondern schwang sich am Steilhang der Bergwand auf seinem Abkürzungsteig zum Bestenstein hinan.

Seit fünf Jahren befand er sich jetzt auf diesem und war ein anderer geworden, als er hingekommen; nicht allein körperlich, sondern in geistiger Beziehung noch mehr. Im Anfang hatten die Unterkunft dort und die fast ungebundene Freiheit, weit im Gebirg umherzuschweifen, all seine Wünsche erfüllt, seine Lebensführung ihn vollständig befriedigt; doch nach und nach war darin eine Änderung vor sich gegangen.

Ihm reifte eine Einsicht im Kopf heran, welche wichtige Dienststellung, eigentlich nur als Gehilfe der alten Ursel, er in der Burg einnehme und daß er immer in der gleichen weiter verbleiben werde; man konnte seine Leistungen gebrauchen, behielt ihn deshalb und teilte ihm schmale Kost dafür zu. Nichts Menschliches verband ihn mit irgendeinem der übrigen Hausbewohner, wie vormalig ward er von allen als einfältiger Bube und willenloser Handlanger zur Besorgung des ihm Befohlenen angesehen und so abends auch in seine Bettkammer weggeschickt, wenn Christoph Zeitenhofen sich mit den Waffentknechten zum Trunk setzte; die beiden Söhne des Burgherrn behandelten ihn wie einen jeder ihrer Launen zu blinder Unterwürfigkeit verpflichteten Leibeigenen. Das ließ ihn allmählich ab und zu Gedanken nachhängen, was künftig aus ihm werden solle, und unwillkürlich gefellten sich ihm noch andere über das Tun und Treiben der Insassen des Bestensteins hinzu. Ihn rührte manchmal ein dunkles Gefühl an, es gehe etwas vor, wovon er nichts erfahre; was und wann, vermochte er sich freilich nicht zu deuten. Wie als Knabe, schlief er stets fast die Nacht hindurch, war indes seit einiger Zeit ein paarmal in ihr zu halbem Aufwachen gekommen, ohne sich klar werden zu können, ob ihm ein Traum oder ein wirkliches Geräusch erweckt habe. Das geschah gegen Morgen

hin, eh' noch das Taglicht recht angebrochen; dann war's ihm im Ohr gewesen, als sei die Zugbrücke niedergelassen worden und draußen unterm Bergfried ein Gerassel wie das von eisernen Schienen erschollen. Im Halbschlaf mußte wohl eine Sinnes-täuschung über ihn geraten sein, denn von wem sollte der Ton hergerührt haben? Der Burgherr, Peg und Weßel schliefen zumeist ihren Weinrausch noch bis über Mittag hin aus, und auch Konrad Zeitenhofen tat's jetzt öfter schon ebenso. Für Wilanders indes trug dies, ohne daß er sich sagen konnte, warum, mit dazu bei, ihm seine Stellung auf dem Bestenstein mehr und mehr zu verleiden; freilich hatte alles diese Wirkung nur unbewußt auf ihn geübt, solange er täglich mit Luitgard Siefmoser unterm Zürgelbaum zusammengetroffen war. Doch seitdem zwischen ihnen die Entfremdung eingetreten, verstärkte sich seine Abneigung, länger hier zu verbleiben, zu deutlichem Bewußtwerden, erzeugte einen Trieb in ihm, die Burg zu verlassen. Er hob an, darüber nachzuspinnen, wo und in welcher Weise er sich an einer anderen Stelle durch Dienstleistung oder sonstige Arbeit seinen Unterhalt verdienen könne, fand jedoch beim Umherdenken nichts anderes aus, als zum Platner Warnkönig nach Bozen zu gehen und sich von dem einen Rat zu erholen. Das wollte er auch, doch verschob's immer wieder von

Tag zu Tag; ihn hielt eine Furcht zurück, der Waffenschmied werde ihm zu einer Stellung in einem entfernten Ort verhelfen, und dem Widerstand ein Drang, der sonderbar in ihn gekommen war, aus einem sich mehrfach wiederholenden Traum, darin er an etwas emporkletterte, höher und höher, ohne zu wissen, weshalb und wohin. Aber dann hatte einmal die Stimme Luitgards dabei gesagt: „Laß davon, du kommst nicht hinauf und fällst tot herunter“, und als er wieder so träumte, wußte er's, er klettere an dem Zügelbaum aufwärts, denn in ihm sei ein unbezwingliches Verlangen, noch wieder von den schwarzen Früchten zu essen, und so müsse er noch einmal an dem Stamm in die Höh'. Selbstverständlich zu einer Stunde, wenn das Mädchen sich nicht dort befinde, und anderseits wußte er damit noch zu warten, denn die Beeren konnten gegenwärtig erst rot sein, und das nötigte ihn, seinen Vorsatz, den Gang nach der Stadt noch aufzuschieben.

So ließ seine Unfähigkeit zur Fassung eines Entschlusses ihn noch weiter auf dem Bestenstein verharren, nur seine Einbildungskraft spielte mit der Vorstellung, er wolle irgendwo Landsknechtendienst suchen, sich in Schlachten rühmlich hervortun, daß er's zu einem Hauptmann bringe, und zurückkehrend als solcher einmal an das Thor des Wolfsturmes anpochen könne. Den Mut und die Kraft dazu

fühlte er in sich; auch Oswald von Wolkenstein war so, als ein halber Knabe noch, auf sich vertrauend in die Welt hinausgezogen. Zwar mochte eine ziemliche Zeit bis zu seinem Wiederkommen vergehen, aber davor bangte ihm nicht, er war wertwürdigerweise innerlich fest überzeugt, wie lange es auch dauern möge, werde er bei seiner Rückkunft doch alles hier unverändert, ja noch schöner geworden, wiederfinden; nur blieb unerläßlich, daß er's inzwischen zu einem Hauptmann gebracht habe. Ein Träumen mit wachen Sinnen war's, wovon niemand um ihn eine Ahnung anrührte, und wenn Luitgard ähnlicher Weise von etwas träumte, erfuhr's ebenso niemand in ihrer Umgebung. Man gab in letzter Zeit wenig acht auf sie, da sich im Wolfsturm eine Veränderung zugetragen hatte, von der die Gedanken ihres Vaters und ihrer Mutter vielfach in Anspruch genommen wurden, so daß ihnen auch Willanders Wegbleiben nicht sonderlich auffiel. Das Mädchen versah wie immer seine häuslichen Obliegenheiten und ging in den unbeschäftigten Stunden still die gewohnten Wege; von ihrem leiblichen Wohlbefinden legte die schönblühende Farbe des Gesichtes vollbefriedigendes Zeugnis ab, und zweifellos lag auch auf ihrem Gemüt kein Schatten eines Kammers, eher konnte dann und wann ein stillheimlicher Glanz in ihren Augen von einer inner-

lichen Freudigkeit sprechen, die früher nicht in solcher Weise zum Ausdruck gekommen.

Als aber das Rot der Beeren des Zürgelbaumes zum Schwarz überzugehen anfing, geschah's doch eines Tages, daß ein Geräusch sie auf ihrem Sitz unter dem Stamm den Kopf aufheben ließ. Sie tat's verwundert und ein wenig erschreckt, denn ein Rascheln im Buschgezweig brachte zu Gehör, daß sie sich dennoch in der Zuversicht getäuscht habe, hier sei der allersicherste Platz vor einer Störung für sie. Allein nur für die Dauer eines Herzschlages hielt die über sie gefallene Beunruhigung an, denn der Aufblick zeigte ihr das Hervorleuchten des Kopfs eines nie von ihr gesehenen, fremden jungen Burschen aus dem Laubwerk, der wie ehemals der Herzog Ferdinand durch Zufall von der Landstraße hierher geraten zu sein schien. Nur verband sich ihr mit dieser Wahrnehmung der Eindruck eines widerwärtigen Gesichtes und mit sonderbarem, höhnischem und gierigem Gefunkel auf sie gerichteter Augen, so daß sie sich aus einem Antriebe des Ekels vom Sitz aufhob. Indes fast zugleich schon war er herangesprungen, schlang mit roher Gewalt die Arme um ihren Hals und stieß aus: „Hab' ich heut' die Maus in der Falle!“ Sie wußte nicht, was er wollte, ihr flog ein unwillkürlicher Ruf vom Mund, und sie rang, sich von ihm loszumachen, doch umsonst,

denn seine Stärke war der ihrigen weit überlegen, und in heißem Atemstoß eingehüllt, schlugen ihr von seinen Lippen dicht die Worte ins Gesicht: „Quiete nur, Maus, hier hört dich keiner!“ Aber hinein raschelte und prasselte es nun von der andern Seite des grünen Waldgemaches her, ein losgebrochener Stein rollte polternd von der Wandung herunter, hinterdrein schnellte sich etwas nieder, und Luitgard fühlte plötzlich, daß sie befreit dastehe; jemand hatte wie mit Riesenstärke ihren plumpen Angreifer von rückwärts gepackt und mit solcher Wucht gegen eine Felskante geschleudert, daß er, halb betäubt von dem Fall, ächzend am Boden lag. Im nächsten Augenblick hielt Willanders ihre Hand gefaßt und zog sie hastig durch die Rinne ins offene Tal hinaus; wutknirschend kam Konrad Zeitenhofen zu sich und wollte hinterdreinstürzen, doch beim Aufrichten versagte ihm sein rechter Fuß. Eigentümlich war ihm dasselbe geschehen, wie einst seinem Vater von Ulbert Siefmoser, als dieser ein Mädchen gegen seine beabsichtigte Gewalttat beschützt hatte, und lahm, hinkend mußte heute der Sohn sich mühselig viele Stunden lang den weiten Gebirgsweg von der Südseite her zum Bestenstein hinauffschleppen.

Ohne ein Wort auszutauschen, schritten die beiden nebeneinander bis zum Wolfsturm, an dem Willanders ebenso stumm vorübergehen wollte, doch trat Sief-

moser grad' aus dem Tore hervor, bemerkte in den Zügen seiner Tochter Anzeichen einer ungewöhnlichen Erregung und erkundigte sich, ob ihr etwas zugestoßen sei. Darauf erwiderte sie, noch von sichtbarem Gliederzittern überlaufen, mit kurzer Angabe des Vorgegangenen und konnte nicht begreifen, was der Mensch, dem sie doch nichts getan, von ihr gewollt habe. Ihr Vater fragte: „Wer war's denn?“ Das wußte sie nicht, und Willanders antwortete statt dessen: „Von oben, der älteste Sohn meines Burgherrn.“ Die Entgegnung ließ Albert Siefmoser ein paar Augenblicke in Schweigen verfallen, ehe ihm vom Mund kam: „Dann kannst du nicht wieder auf den Bestenstein zurück.“ Das hatte der Angesprochene sich bereits selbst so gesagt und versetzte: „Nein — ich habe auch schon vorher im Sinn gehabt, von dort wegzugehen.“ — „Weg? Wohin willst du?“ — Darauf wußte jetzt der Jüngling keine rechte Antwort, sprach verworren etwas von Kriegsdienst und Hauptmann eines Fähnleins werden. Bis er verstummte, hörte Siefmoser zu und sagte dann: „Ich glaube, das stellst du dir leichter vor, so schnell geht's nicht damit. Jedenfalls nicht über Nacht, und du mußt für die heutige doch noch ein Dach überm Kopfe haben. Ich bin dir Dank schuldig, daß du meiner Tochter beigestanden hast; der Bursche von da oben muß wohl betrunken

gewesen sein. Bei uns ist noch eine leere Kammer, wenn du drin schlafen willst; Kriegsdienst kann ich dir bei mir nicht geben, aber du kannst dich von hier aus danach umtun, und bis dir's glückt, dich durch mancherlei im Hause nützlich machen. Willst du darauf eingehen, so komm mit herein."

Willanders stand rotüberflammten Gesichts und brachte kein Wort von den Lippen, erwiderte allein dadurch, daß sein Fuß sich mit einer zaghaften Bewegung durch das Thor versetzte. Ihm war's plötzlich aufgegangen, wie töricht seine Einbildung gewesen sei, daß er's rasch, in einigen Jahren zum Hauptmann bringen könne, und zugleich befiel's ihn erst jetzt mit einem tödlichen Schreck, was geschehen wäre, wenn er sein Vorhaben, in die Stadt zum Waffenschmied zu gehen, schon heute ausgeführt hätte. Unverkennbar aber hatte Albert Siekmoser eben an ihm wieder das gleiche Wohlgefallen gefunden, wie einst an dem Knaben bei der ersten Begegnung; er wandte sich nun mit einer kurzen Äußerung Menz Konwald zu, der im Hofraum an etwas hantierte: „Wir wollen morgen unsere Feuerrohre nachsehen, Menz, ob sie nicht eingeroset sind," und trat dann ins Haus, um den neuen Mitbewohner des Wolfsturms nach seiner Kammer zu führen.

Neuntes Kapitel.

So war Willanders unvorgebacht von der düstern Bergwildnis herab zur offenen Talsohle hinunterversetzt worden und gleichfalls in eine menschliche Umgebung völlig anderer Art. Eine heitere, die im Einklange mit der sonnigen Lage des Wolfsturms stand; er ward im Hause wie ein Zugehöriger und Gleichberechtigter behandelt, niemand ließ ihn fühlen, daß ihm durch die Aufnahme drin eine Wohlthat erwiesen sei, für die von seiner Seite Dienstleistungen erwartet würden. Solche machte der gleichmäßig geordnete Tagesgang auch nicht erforderlich; Frau Helena bedurfte für ihre Wirtschaftsführung keiner weiteren Beihilfe, als der Menz Komwalds und ihrer Töchter, wurde außerdem dabei noch von einer alten Frau unterstützt, die früher hier gesehen zu haben Willanders sich nicht erinnern konnte. Sie zeigte sich immer stillgeschäftig beflissen, zur häuslichen Behaglichkeit für alle beizutragen, doch nahm merkbar keine Stellung als Dienerin ein. Mit einem Namen ward sie nicht angedet; wenn Helena zu ihr sprach, sagte sie, wie's im Lande alten Frauen gegenüber üblich war; „Mutter“, und eine gewisse Ehrerbietung der Jüngeren vor der Bejahrten klang daraus. Diese mußte in ihrer Jugend sehr schön gewesen sein, die Gesichtszüge gaben es noch zu er-

kennen, wenn sich auch Falten und Furchen wie Schattenwürfe darüber gelagert hatten. Es verging einige Zeit, ehe Willanders einmal die Vorstellung auftauchte, es könne die umwandernde italienische Händlerin sein, von der er eines Tages gesehen, daß sie Luitgard auf der Straße angesprochen und nach dem Wolfsturm begleitet habe. Das ward ihm zur Gewißheit, als er zufällig einen Tragkorb von der Art wahrnahm, wie die ihn auf dem Rücken gehabt; sie war damals nicht wieder aus dem Tor hervorgekommen, sondern mutmaßlich um ihrer Hilfsbedürftigkeit willen im Hause behalten worden. Oft saß sie allein mit Helena in einem Gemach beisammen, und er hörte zuweilen ihre eigenartige Stimme, die von unverständlichen Dingen redete, obwohl sie sich dämpfen wollte, dennoch vernehmbar herüberklingen. Einmal erzählte und sprach sie ganz Wunderliches, als sei's in ihrem Kopf nicht recht in Ordnung, doch was sie sagte, blieb ihm vielleicht grad' deshalb im Gedächtnis haften: „Eine große Sünde war's, Kind, aber ich konnt's nicht anders, und seit ich dich wiedergefunden, bereu' ich's nicht mehr, sonst wärst du auch wie die andere geworden. Sein Sinn war nicht arg, und mir tat's bitter leid, daß ich's so über ihn gebracht hatte, denn er wußt's und es fraß an seinem Leben. Doch schüttelte mich's vor ihm, dem Erbteil, was sein Mund bekommen; meine Mutter

hätt' ihn mir aufgezwungen, weil wir hungerten. Schlimmes hätt' er mir nie angetan, am Leben nicht, aber das schlimmste war, ihn mit meiner Schuld so steh'n und sitzen zu sehen. Das wußt' er auch und war seine Rache, die er an mir nahm. Ich konnt's nicht mehr tragen, selbst um dich nicht, und wollte von ihm weg, doch gab's kein Mittel, keinen Weg dazu. Er hielt mich sicher in Gewahr; bei Nacht und wenn er fortging, hatte er die Kollwinde der Brücke festgelegt, daß ich sie nicht herunterlassen konnte, die Urfel allein verstand's und tat's bei seiner Heimkunft. Nur am Felssturz hätt' ich nieder können, und manchmal stellte ich mir's auch vor, suchte nach, wenn er nicht zu Haus war, ob's irgendwo möglich wäre. Das war's oder schien's mir einzig an einer Stelle, unter dem Fenster der Pechnase, da sprang abwärts eine Steinrippe etwas aus der Wand, wohl kaum mehr als handbreit, aber doch so, daß ein Fuß drauf Halt finden konnte, wenn die Hände sich anklammerten, und tiefer darunter nach seitwärts noch einmal solche Rippe. Weiter in die Tiefe war nicht zu sehen, mit wachen Augen nicht, doch mir träumte davon, und im Traum sah ich's, wenn man bis dahin kam, so ward's möglich, wieder mehr seitwärts herum, den Fuß nochmals aufzustützen und vielleicht so noch weiter; man träumt leicht von dem, was man hofft, und sieht's vor sich. Und eines Tags,

wie er weggegangen war, faßte ich den Mut, band an der Fensterlufe einen Strick fest und ließ mich dran auf den obersten Vorsprung hinunter und auch bis zum zweiten. Aber danach gab's keinen Halt mehr, weder rechts, noch links, oder ich konnte nichts mehr sehen, denn der Schwindel hatte mich gepackt, legte sich mir schwarz vor die Augen. Ich hing wie in leerer Luft, allum schoß der Fels senkrecht ab, bis zum weißschäumenden Bach, und ich war noch jung, Kind, das Blut wollte mir stocken beim Gefühl, ich schlüge kopfüber und läge mit zerschmettertem Leib drunten auf den Steinblöcken. Wie ich wieder ans Fenster hinauf zurückgekommen bin, ist mir weg aus dem Gedächtnis. Doch zum andernmal hab' ich's nicht versucht, wär' eher gradezu hinuntergesprungen. Aber dann geschah's einmal, ich hab's dir schon erzählt, daß ich unvermerkt zusah, wie's die Urfel anstellte, das Brückenseil nicht drehbar festzusperrern; an dem Abend gab ich ihr viel Wein zu trinken, und sie wachte nicht auf, als ich in ihrer Kammer das Gerät suchte, womit sie's so tat. Das half mir über die Kluft, und ich lief blind in die schwarze Nacht, bis der Morgenschein kam; da sah ich den Hochkamm über mir und stieg auf den Matten und durch das Krummholz nach ihm an. Wie meine Füße und Hände mich an den Staffeln in die Höh' gebracht, wußte ich nicht, aber als die Sonne Mittag

zeigte, stand ich auf dem Gantkofel, wie ohne Anhalt frei in der Luft bedünkte mich's, und sah ins Italische hinunter, wo du Leben bekommen, Kind, und von woher er uns auf die grausige Felsennadel weggeführt hatte."

So kam's Willanders einmal ohne sein Zutun aus dem Munde der Alten zu Gehör, er verstand's nicht, wovon sie geredet hatte, nur rührte ihn daraus eine Vorstellung und Erinnerung an, es müsse etwas Ähnliches wie der Bestenstein gewesen sein, und ihm habe früher bisweilen geträumt, daß er an dem auch in solcher Weise, zwar nicht herunter, doch hinaufzuklettern versuche. Das brachte ihn unwillkürlich dazu, am nächsten Tage etwas ihm bisher noch nie in den Sinn Geratenes zu tun; er folgte dem Gaidener Bache aufwärts in die unwegsame Schlucht hinein, mühselig über ein Gewirr von scharfartigen Zacken, großen Steinblöcken und Schuttgeröll, indes das Wasser dazwischen war der Spätsommerzeit gemäß seicht, und sich behend hinüber und herüber schwingend, gelangte er ziemlich bald bis zum Fußende des vereinzeltsten Felspfeilers hinan. So nahm er diesen zum erstenmal von unten gewahr und konnte ihn, als ringsum völlig von den Bergwänden umher abgelöst, bei dem niedrigen Stande des Sturzbaches umschreiten, erkannte, daß sich der Pfeiler eigentlich nicht säulenhaft, sondern im Anfang von einem breiteren Grundsockel aufhebe und noch weiter nach

oben nadelartig zuspitze. Im Verlauf ungezählter Jahre mochte an ihm mancherlei Veränderung vorgegangen sein; da und dort aus Gesteinfugen gleichsam hervorquellende alte dicke Wurzelknorren wiesen darauf hin, er sei unten, wo das Wasser in ihn einsickere, wenn auch nur kärglich, mit etwas Strauch- und Baumwerk bewachsen gewesen, an einer Stelle sah's so aus, als habe einmal eine Art oder Hacke zu irgendwelchem Zweck daran gearbeitet, eine Anzahl von rohen Stufen in den Fels zu hauen. Von der Burg droben ließ sich nichts gewahren als an der Ostseite ein kleiner überragender Vorbau, der wohl „die Nechnase“ sein mußte, obwohl sie von hier aus in der Turmhöhe fast nur wie ein Habichtsnabel erschien. In der düstern, nie von der Sonne besuchten Kluft war's kalt und schaurig, keine Möglichkeit bestand, nach Gaid oder sonstwo hinaufzukommen, und Willanders verweilte nur kurz in der feuchtmodrig anatmenden Tiefe, kehrte rasch zum hellen und warmen Licht des Schluchteinganges zurück. Ihn hatte eine Neugier getrieben, einmal in der Nähe genau zu betrachten, was er so oft von oben herunter schattenhaft undeutlich gesehen; die war jetzt vollkommen befriedigt, seine Brust hob sich wie von einem Druck befreit auf, als er wieder am Wolfsturm eintraf.

Seine neue Lebensführung in diesem aber bedrückte ihn unausgesetzt, er fühlte sich überflüssig im Hause,

dürfe nicht drin bleiben und wußte doch auch nicht, daraus fortzukommen. Zum letzteren drängte ihn besonders das stetige Zusammensein mit Luitgard, der durch den Vorgang mit Konrad Zeitenhofen offenbar geworden, er habe sich damals ungesehen nah bei ihr befunden. Das könne sie sich jedenfalls nicht erklären, doch anderseits war's nicht einmal seltsam gewesen, daß sie in ihrer Bedrängnis laut seinen Namen ausgerufen hatte, wie von einer sichereren Überzeugung dazu veranlaßt, er werde den Ruf hören und ihr beistehen. Eines widersprach dem anderen, und das Nachdenken darüber machte leider nur noch verworrener, merkbar ihr ebenso wie ihm. Sie sprach nicht von dem, was sich unter dem Fürgelbaum zugegetragen, hatte ihm mit keinem Wort für seine Beihilfe gedankt, schien diese als selbstverständlich anzusehen; daraus wuchs in ihm die Empfindung an, sie betrachte ihn gleicherweise, wie's die Söhne des Burgherrn auf dem Bestenstein getan, als einen niedrig unter ihr Stehenden, nur zu Dienstleistungen, jetzt bei ihren Eltern, vorhanden. Das traf ja freilich auch zu, sie war von edler Abkunft und er zur Unterwürfigkeit geboren; als Kind hatte sie einen Spaß daran gefunden, seine Unwissenheit im Lesen und Schreiben zu unterrichten, doch nachher die Lust dran und am Zusammensein mit ihm in der Waldstube verloren. Nun sah sie ihn als das an, was

er war: einen zum Dienen im Wolfsturm Aufgenommenen, und belustigte sich vermutlich im stillen darüber, daß er, nachdem sie ihn nicht länger zur Gesellschaft bei sich haben gewollt, doch immer verborgen sich in ihrer Nähe aufgehalten habe; denn ihm ward klar, sie habe das täglich gewußt. So tauschten sie nur dann und wann in Gegenwart der anderen ein paar gleichgültige Worte aus, nahmen sonst nicht voneinander Vermerk; ihm kam's, er müsse sie ihrem Stande gemäß nicht mehr mit „du“, sondern „Ihr“ und „Jungfrau“ anreden. Ihr Vater hatte untersagt, daß sie sich wie früher allein irgendwo draußen aufhalte, ihr geboten, ihn stets als Begleiter mitzunehmen; aber das tat sie niemals, er fiel ihr offenbar lästig, und sie blieb lieber im Hause. Sie war eine adlige Jungfrau geworden, die kein Verlangen mehr nach einem Umherwandern im Freien in sich trug.

Dies sich ansteigende Gefühl, in eine noch peinlichere Stellung als auf dem Bestenstein geraten zu sein, machte ihm aber das Verbleiben im Wolfsturm unertragbar, und er ging nun eines Tages nach Bozen zu Berkt Warkönig, sich von dem aus seiner hilflosen Lage befreien zu lassen. Den Gedanken, es im Kriegsdienst zum Hauptmann bringen zu wollen, hatte er als eine knabenhafte Torheit völlig abgetan; selbst wenn's ihm gelänge, empfand er's als das Zweckloseste auf der Welt, denn wozu sollte er als

ein derartiger hierher zurückkommen; ihn bedünkte am besten, Unterkunft in einem möglichst weit entfernten Ort zu finden, wo er vielleicht als Gehilfe das Platernergewerk erlernen könne. Der Waffenschmied erkannte beim ersten Blick den hochgewachsenen Jüngling kaum wieder und betrachtete ihn mit sichtlichem Staunen, fragte dann, wie's ihm während der Jahre ergangen wäre, und hörte mit lebhafter Aufmerksamkeit seinem Bericht zu, daß und weshalb er nicht mehr auf dem Bestenstein geblieben sei, sondern sich seit einiger Zeit unten im Wolfsturm befinde. Über dessen Bewohner war Warnkönig unterrichtet, kannte sie merkbar auch von persönlichem Zusammentreffen und beglückwünschte seinen vormaligen Zögling dazu, in solchem Hause Aufnahme gefunden zu haben. Dem konnte Willanders indes nicht beistimmen, zauderte zwar etwas, doch brachte dann stoßend und halb stotternd heraus, er sei deshalb heute hierher gekommen, weil er von dort fort wolle und müsse, am liebsten irgendwohin, so weit als möglich, und gedacht habe, der Waffenschmied könne ihm dazu verhelfen. Das nahm den wunder, und er wußte sich keinen Grund dafür vorzustellen, bis der Gefragte beinah schluchzend erzählte, daß ihn auf dem Bestenstein alle, der Burgherr, die Frau und die Söhne, immer mißächtlich angesehen hätten, weil er von niedriger und unehrlicher Herkunft wäre,

und ebenso geschehe es ihm auch im Wolfsturm von den Eltern und der Tochter, nur ließen die Eltern es ihn nicht so merken. Warnkönig sah ihn mit seinen klugblickenden Augen aufmerksam an und erwiderte: „Das hätte ich nicht von ihnen geglaubt, aber daran läßt sich nichts ändern, und da rate ich dir auch, nicht dort zu verbleiben. Ich will mir Mühe geben, etwas Gutes für dich auszufinden, nur geht das natürlich nicht von heute auf morgen; wenn's mir gelingt, schicke ich dir eine Botschaft hinaus. So lange mußt du noch im Wolfsturm aushalten, denn bei mir im Hause ist zurzeit nicht Platz, meine Gehilfen haben alle Kammern drin inne. Ich kann dir nur raten, irgend was zu tun, daß die Siesmoserschen bessere Achtung vor dir bekommen; durch die Geburt wird keiner zum Mann, sondern muß sich selbst dazu machen. Vielleicht wenn du im Gebirg einen Bären erlegst, der die Schafe wegholt — ich will dir dafür ein gutes Werkzeug zum Angebinde mitgeben.“

Das letzte sagte der Waffenschmied unter einem zwinkernden Mundspiel, das ein wenig Spottlust über die Verzagtheit des Jünglings kundgab, ging ins Nebengemach hinüber und kam mit einem kurzen, kräftigen Schwerte und aus feindrächtigen Stahlfetten verfertigtem Gurtgehäk dran zurück. „Da, nimm's und mach' dich auf die Bärenjagd, bis ich anderes für dich finde. Wenn du dem Pex die Krallen damit

abhackst, kannst du sie für guten Preis los schlagen, denn es gibt viel unglückliche Liebhaber auf der Welt, und wer ein Mädchen, das ihn nicht will, jählings mit der Klaue berührt, den muß sie dann mögen. Ich glaube zwar nicht dran, sondern daß sie's schon vorher getan hat, und er nur blind war, das nicht zu merken."

Unverkennbar hatte sich Warnkönigs eine launige Stimmung bemeistert, doch schlug diese jetzt um, wie er hinterdrein sprach: „Manchmal kann's auch anders sein; deine Mutter ist mir lieb gewesen und ich ihr nicht. Aber als die böse Krankheit sie anfiel, sagte ich's ihr zu, dich in Hut zu nehmen, und sie gab mir das bißchen, was in ihrem Besitz war, ich soll's dir bewahren, bis du großgewachsen wärst. Groß genug scheinst du mir jetzt dafür, so nimm's also auch. Wert hat's freilich nicht, nur ein Andenken an deine Mutter ist's, weiter läßt sich's zu nichts gebrauchen."

Der Sprecher reichte Willanders einen gleichfalls aus dem Nebengemach mitgebrachten kleinen Goldreif, den er ihm über den Zeigefinger zu schieben suchte, doch war der Ring von so schmaler Enge, daß sie nur aber noch für den kleinen Finger ausreichte. Der Waffenschmied äußerte dazu: „Auf eine Manneshand paßt er nicht, aber vielleicht ist's ein Amulett, dir gegen den Vären beizustehen. Vergiß den also nicht und richte deinem neuen Burgherrn einen Gruß von mir aus, der Herbst käme heran und wir rechneten

in Bozen bei ihm auf gutes Ohr und Augen. Ich will für dich bedacht sein, wie ich's deiner Mutter zugesagt, doch gedulde dich noch, bis ich dir Nachricht schicke. Man muß das Eisen nicht hämmern wollen, so lang es spröde ist und sich dagegen wehrt, und mit dem Leben geht's wie mit dem Eisen."

Nun wanderte der Jüngling von der Stadt zum Wolfsturm zurück, ein zwiespältiges Gefühl in sich tragend, denn ihm war nur in Aussicht gestellt, nicht in Erfüllung gegangen, was er gehofft, und doch auch sonderbar eine Beruhigung dadurch in ihn geraten, daß er's nicht gleich, nicht schon heute erreicht hatte. Und eines ließ ihn mit hochgehobener Empfindung dahinschreiten, an der Seite trug er zum erstenmal ein Schwert, das Abzeichen eines freien Mannes; seine Hand mußte sich öfter durch Umfassen des Griffes versichern, es sei keine traumhafte Einbildung. Zwar mit dem Vären, daß er die Waffe zur Erlangung eines solchen gebrauchen sollte, hatte der Platner sich an ihm belustigt, überhaupt seine Trübsal nicht sonderlich ernsthaft aufgenommen; ein hänselnder Spaß, wie mit der Pektalle war's auch mit dem Amulett gewesen. An das hatte er nicht mehr gedacht, es fiel ihm erst ein, wie er unter der alten, mächtigen Burgfeste Formiger vorüberkam, die vor einem Jahrhundert vom Sohn des Herzogs Friedel mit der leeren Tasche,

dem „münzreichen“ und noch mehr kinderreichen Erzherzog Sigismund, den Namen Sigmundskron erhalten und nunmehr Nachkommen vom Geschlecht Oswalds von Wolfenstein angehörte. Da schaute er einmal auf den Reif an seiner Hand nieder, der eine kleine Goldplatte trug, auf welcher mit feinen Strichen etwas eingeschnitten stand, was sie vorstellen sollten, wußte er nicht zu deuten; er sah aus wie drei spitze Zacken, über denen winzige runde Flöckchen schwebten. Damit hatte Berlt Warnkönig recht gehabt, einen Wert besaß das Kinglein nicht, einzig als Andenken an die, welche es bei ihrem Tode hinterlassen. Doch erinnerte sich Willanders seiner Mutter kaum, hatte nur höchst selten an sie gedacht; wie er so, von dem Reif nach dem Schloß Sigmundskron aufblickend, stehengeblieben, geriet ihm zum erstenmal in den Sinn, wer denn sein Vater gewesen sein möge, denn einen solchen mußte er doch auch gehabt haben. Aber bloß ein flüchtiger Gedanke war's; der ging ihn noch weniger an, als die Mutter. Er stand ganz allein in der Welt, nur gehörte ihm jetzt ein Schwert, wie ein Freund dünkte es ihn. Als er weiterschrift, zeigten die Bäume am Begrab den seinen Augen, auch was der Platter vom Herankommen des Herbstes gesagt, treffe zu, an den Zweigen begann das Laub zu gilben. So dauerte es also nicht mehr lange bis

zum Winter. Mußte er den noch im Wolfsturm zubringen? Das schien ihm nicht möglich. Aber eigentlich konnte er ja sich nichts Besseres wünschen; auch der Waffenschmied hatte ihn ja dazu beglückwünscht, in solchem Hause aufgenommen worden zu sein, und was für einen Grund sollte er angeben, daß er nicht drin bleiben könne? Zumal da der Winter kam. Nun führte die Straße ihn der Einkehrsburg der Rinne in dem Steinberg vorbei, die roten Beeren mußten sich jetzt schwarz gefärbt haben. Diese Vorstellung wollte ihm den Fuß hineinziehen, doch er besann sich noch rechtzeitig, der Zürgelbaum stehe ja gar nicht in Wirklichkeit dort, er habe nur einmal von ihm geträumt. Wenn er einen Bären erlegen könne, dann wüchse der Baum vielleicht in dem Waldgemach auf, denn durch die Geburt werde keiner zum Mann, sondern müsse sich selbst dazu machen; das hatte Berlt Warnkönig doch wohl gleichfalls richtig gesprochen. In seinem Kopf ging's merkwürdig hin und wieder; was ihm eben als unsinnig erschienen war, sah ihn gleich danach als glaubwürdig an. Er fühlte selbst, es stehe nicht ganz recht mit seiner Vernunft, lief bald in fast atemloser Hast, um nach Haus zu kommen, setzte dann wieder faum Fuß um Fuß vor, seine Rückkehr hinausjuzögern.

Als er erst gegen Abend mit Ulbert Siefmoser,

der sich den Tag über abwesend befunden, zusammentraf, richtete er ihm den Gruß und die beigegeführten Worte des Waffenschmiedes aus. Der Hörer nickte dazu mit dem Kopf, ohne etwas zu erwidern, nur Menz Komwald sagte: „Ja, der Herbst kommt heran, die in Bozen denken's auch, es wird Hochwasser in der Etsch geben.“ Siefmoser nahm jetzt das Schwert an Willanders Gurt gewahr und fragte verwundert, wie er dazu gekommen sei, versetzte auf die erklärende Antwort: „Der Platner hat recht daran getan, es steht dir gut zu Gesicht und du hast das Alter dafür. Was blinkt dir am Finger?“ Der Befragte entgegnete darauf ebenfalls, und der Hausherr äußerte, den abgezogenen Ring betrachtend: „Darauf hat der Goldschmied etwas eingeschnitten, was es vorstellen soll, läßt sich nicht erkennen. Mir kommt vor, ich habe schon einmal — kann mich aber nicht erinnern, was und wo's gewesen ist.“

Er gab den Keif zurück, faßte jedoch nochmals danach und sagte: „Jetzt fällt mir's ein, damit hat's eine Ähnlichkeit. Ich war einmal im Dom zu Brigen und sah drin den Denkstein, auf dem der Oswald von Wolkenstein abgebildet ist mit einer Keier, Fahne und Schwert. Daneben war sein Wappenschild, drei blaue Bergspitzen, wie sie vom Schlern in die Luft steigen, und über ihnen drei weiße Wolken; das deutete wohl auf den Namen Wolkenstein hin,

das Geschlecht hat ihn davon bekommen oder sein Wappen so nach ihm angenommen. Daran hatte die Ringplatte mich erinnert; sieh auch einmal, Luit, die drei kleinen Zacken könnten Bergspitzen vorstellen sollen und die halben Bogenstriche darüber Wolken, deutlicher wußt's der Goldschmied auf dem schmalen Stück nicht zu machen. Wenn's so wär', da hätt' der Ring wohl einem Abkommen vom Wolfensteiner angehört oder eine mit dünneren Fingern muß't's gewesen sein; für eine Mannshand ist er zu eng. Dann hat vermutlich ein Tandler ihn an sich gebracht und einer Frau für den Goldwert verhandelt. Tu' ihn dir mal auf den Finger, Luit, dann wird er passen; du hast ja gern, was vom Oswald von Wolfenstein herrührt."

Luitgard tat nach dem Geheiß und schob den Reif, wie es schien, mit Leichtigkeit über ihren Mittelfinger. Aber wie sie ihn abnehmen wollte, ging er nicht wieder herunter; sie drehte und drückte an ihm, doch half's nicht, er blieb sitzen. Zuletzt sagte ihr Vater lachend: „Den, scheint's, hat jemand verhergt, daß er bei dir bleiben will. Wenn's Willanders recht ist, geb' ich ihm, wie der Tandler, den Goldwert dafür, daß du ihn behältst; ihm ist er ja doch zu nichts nuß.“

Der halb damit Angesprochene fiel rotüberflossenen Gesichts stotternd ein: „Nein — Euer Vater sagt's

wohl recht, es muß ihn jemand verhext haben — ich meine — wenn Ihr ihn behalten mögt, Jungfrau — mir ist er ja zu nichts —“

Luitgard Siefmoser erkannte das augenscheinlich als richtig an, denn sie ließ von weiteren Versuchen, den Ring von ihrem Finger loszubringen, ab. Doch so wenig wie ihr Mund ihm für ihre Befreiung aus den gewaltthätigen Händen Konrad Zeitenhofens gedankt hatte, äußerte sie jetzt ein Dankwort für die Schenkung des Goldreifes. Offenbar sah sie diese als etwas Selbstverständliches und ihr Gebührendes an, denn er war von ihren Eltern zum Dienen im Wolfsturm aufgenommen worden, ohne daß er sich seinen Unterhalt im Hause durch wirkliche Hilfsleistungen verdiente.

Zehntes Kapitel.

Eigentümlich war's, daß von jenem rohen Überfall des Mädchens durch den Sohn des Zeitenhofeners niemals im Wolfsturm geredet ward, es regte den Eindruck, als habe man in diesem dem Vorgang keine weitere Bedeutung beigemessen, als Fürsorge zu treffen, daß Luitgard vor einer Wiederholung gesichert werde. Erst jetzt erfuhr Willanders zu seiner Überraschung einmal zufällig aus einer Äußerung Menz Romwalds von der nahen Ver-

wandtschaft und, trotz dieser, innerlichen Verfeindung zwischen den Bewohnern des Bestenstein und des Wolfsturms; von beidem hatte ihn keine Ahnung angerührt und er war hier unten nie über etwas, das ihm droben zu Gesicht und Gehör gekommen, befragt worden. So vernahm er mit Staunen davon und aus dem gelegentlich gern ein wenig beredsamen Munde des Menz noch als weiteres, auf dem Herrn von Zeitenhofen hatte ein Verdacht, daß er ehemals bei dem wüsten Aufstande der Bauern einer ihrer verkappten Anführer gewesen sei, aber Beweismittel habe es dafür nicht gegeben; man könne ihm überhaupt nichts beweisen, denn er wäre wie ein Fuchs, der die Fußspuren, die nach seinem Bau führten, wegscharre, und wohl mehr noch seine Frau die Füchsin, die ihn in allen Schlichen belehre. Das stimmte allerdings mit einem dunkel-sonderbaren Gefühl überein, von dem der junge Zugehörige des Bestenstein bisweilen angewandelt worden, und er fand drin auch eine Erklärung, aus welchem Grunde Konrad Zeitenhofer vermutlich schon längere Zeit darauf gelauert habe, seiner Base ein Leid anzutun; im Gedächtnis wachte ihm auf, daß er die Mutter desselben einmal hämisch sagen gehört: „Tu's dem Balg, du bist alt und stark genug dazu!“ Offenbar hatte das in der That Luitgard Siekmoser wegen der Feindschaft, in der die Eltern

zueinander standen, gegoten. Der Widerwille des Jünglings gegen die Burginsassen droben wurde durch seine neue Wissensbereicherung noch stärker vermehrt, doch nahm seine Gedanken immerwährend etwas anderes so in Anspruch, daß sie nicht lange bei den Mitteilungen Menz Komwalds verweilen konnten. Ein Glaube hatte sich in ihm festgesetzt, der Ring, den er vom Waffenschmied bekommen, sei wirklich ein Amulett und enthalte eine geheime Kraft in sich, die Einfluß auf seine Trägerin ausüben müsse, von deren Finger er nicht fortgewollt habe. Vielleicht, daß er sie wieder so zurückverwandle, wie sie früher gewesen; darauf harrte Willanders mit verhohlener Achtsamkeit von Tag zu Tag. Aber Luitgard gab kein Anzeichen einer solchen Wirkung kund, erschien im Gegenteile eher noch mehr beflissen, sich dem häuslichen Zusammenkommen mit ihm zu entziehen. Sie saß viel im obersten Turmgemach mit der alten Italienerin, für die sie eine große Zuneigung gefaßt hatte und sich bei ihr fast lieber aufzuhalten schien, als bei ihren Eltern. Das mochte wechselseitig sein, denn die Alte kam zumeist, wenn sie das Mädchen oben wußte, hinauf, und beide redeten sachtstimmig miteinander oder saßen auch eine Zeitlang schweigsam Hand in Hand und ließen stumm die alten und jungen Augen über das weite Etschtal drunten hinausgehen. Das legte

seinen Sommerschmuck jetzt rasch und rascher ab, der Wind trieb gelbfallende Blätter durch die Luft umher, Wolken drängten sich über den Gantkofel herüber, und das Nachtdunkel begann schon früh einzufallen.

Mit diesem Herbsteintritt aber nahm Ulbert Siefmoser neuerdings eine Gewöhnung an, die ihm früher nie in den Sinn geraten. Der jährige Weinstock war zu besonders schmackhafter Güte gediehen, und er brach öfter einmal noch am späteren Abend auf, um von Menz begleitet nach Terlan hinüberzugehen und sich in einer dortigen Schenke an dem guten Trunk zu erfreuen. Den vergönnte seine Frau ihm zwar gerne, doch suchte sie trotzdem merkbar ihn von diesem nächtlichen Fortgang zurückzuhalten, begab sich nicht zu Bett, ehe er wiedergekommen, sondern wartete stets in einer Unruhe seine Heimkehr ab. Darüber kam ihm zuweilen ein leichtes Lachen vom Mund, und er fragte: „Glaubst du, ich könnte in die Etsch fallen, oder daß ein Wär mich anpactte? Dafür wäre Menz bei mir und hätt' ich selbst auch gute Wehr am Gurt.“ Das gab wohl eine Antwort drauf, sie verhehle eine Furcht, er könne dem Wein übermäßig zusprechen und dadurch in eine Gefahr geraten, und diese Besorgnis fiel in der That durchaus unnötig, denn erkehrte allemal in völlig nüchternem Zustande zurück,

meistens sogar durstig, daß er zu Hause noch Verlangen nach einem Becher kundtat. So mußte Helena sich in diese Veränderung seiner bisherigen Lebensweise finden, die allerdings durch den gleichmäßigen Tagesverlauf im Wolfsturm erklärlich ward und dem abendlichen Betreiben anderer Burginsassen entsprach. Seine Herzenszuneigung zu ihr hatte sich während der langen Jahre immer gleich fort erhalten, aber sie wußte von der Zeit ihres Zufluchtaufenthaltes auf Payrsberg her, in dem, was er sich vorgesetzt, lasse er sich dadurch nicht beirren, und erfolglos sei es, ihn davon abbringen zu wollen. Auch Willanders wunderte sich über die neue Angewöhnung Siefmosers, zumal da er hin und wieder, aus dem Schlaf aufwachend, an einem Geräusch vernahm, daß die Heimgekommenen erst in später Nacht ihre eisernen Arm- und Brustschutzplatten ablegten. Das erinnerte ihn daran, auf dem Bestenstein auch manchmal erst gegen Morgen den gleichen Ton gehört oder zu hören geträumt zu haben; hier unten indes war's keine Traumtäuschung, er schlief nicht mehr so fest wie droben, denn ihn besiel zuweilen plötzlich ein Herzklopfen, so daß er davon aufschrak und mit völlig wachen Sinnen dalag. Auch am Tage war sein Herzschlag nicht so wie früher, ging dann nur im Gegenteil langsam-schwerfällig, mitunter wie im Begriff, zu stocken; das

mußte ihm im Gesicht anzusehen sein, denn Frau Helena fragte ihn einmal, ob er sich unwohl befinde. Darauf antwortete er stotternd, ihm komme vor, als atme seine Brust hier unten schwerer, als oben auf dem Vestenstein, und es sei wohl besser, wenn er wieder irgendwo auf einer Berghöhe nach einer Unterkunft für sich suche. An einem Abend war's, und Luitgard, die mit am Tisch saß, äußerte danach: „Ich glaube auch, das wäre besser für dich.“ Seit Tagen geschah's wohl zum erstenmal, daß sie ein Wort an ihn richtete, doch sie sprach ihn nicht so an, wie er es bei ihr begonnen hatte, nicht mit „Ihr“, sondern wie sie's immer getan; das brachte seine Stellung mit sich. Dienende Leute nannte man „du“. Die Alte, die von dem Mädchen ebenso wie von der Burgfrau auch mit „Mutter“ angeredet ward, schien ihn gleichfalls als nicht bei rechter Gesundheit anzusehen und Mitleid mit ihm zu fühlen, denn sie tat heute Sonderbares; ihre Hand streichelte ihm beim Gutenachtwunsch einmal leise über sein Haar.

So sah er, immer trübsinniger bedrückt, nach der Botschaft des Waffenschmiedes aus, die ihn instand setze, das auszuführen, was nicht nur ihn selbst, sondern auch den anderen als das Beste und Notwendige erschien, daß er den Wolfsturm verlasse. Doch blieb seine Erwartung vergebens, erfüllte sich nicht nur nicht, vielmehr traf ihn sogar eine harte,

völlig unbegreifbare Enttäuschung. Als der November bis zur Mitte vorgeschritten, nahm er eines Vormittags gewahr, daß Berlt Warnkönig aus dem Thal herangeritten kam und sein Pferd auf das Tor zu hielt. Der Anblick ließ ihm das Herz hastig aufflopfen, er wußte sich nicht zu sagen, ob von einer freudigen oder schreckhaften Überraschung, die ihn eilig in seine Kammer, wie in ein sicheres Versteck hineinzulaufen trieb. Dort saß er, auf die Nachricht, die der Platner ihm bringe, harrend, aber mehrere Stunden vergingen, ohne daß jemand ihn suchte und herbeirief, dann klang ihm plötzlich einmal Hufschlag ans Ohr, und er sah Warnkönig wieder davonreiten. Der war nicht seinetwillen gekommen, die ersehnte Botschaft selbst zu bringen, sondern offenbar wegen irgendeiner Angelegenheit mit dem Burgherrn und hatte gar nicht an ihn gedacht. Erklären konnte er sich diese Vergeßlichkeit nicht, und als er mit dem letzteren zusammentraf, geriet ihm gegen seinen Willen über die Lippen, ob der Waffenschmied nichts für ihn hinterlassen habe. Der Befragte machte dazu ein leichtstuhendes Gesicht, und ihm entzog als Antwort: „Woher weißt du's? Hast du gehört, daß er hier war? Ja — er hat gesagt, du solltest das Schwert, daß du von ihm bekommen, gut benutzen.“ Dabei betrachtete Albert Siekmoser den vor ihm Stehenden mit einem

eigentümlichen, wie prüfenden Blick, gewissermaßen als ob seine Augen ihn zum erstenmal deutlich vor sich sähen, und fügte hinterdrein: „Vielleicht kannst du's bald, mit auf einen Bären Jagd machen, der hier herum sein soll und Schafe rauben. Dabei kann einer selbst zeigen, was in ihm steckt, besser als tät's eine Urkunde mit Schrift und Siegel. Der Platner hat gesagt, du willst von uns weg — warte noch so lang; eine Bärenkralle als Behang vor der Brust steht einem jungen Mann gut zu Gesicht.“ Menz Komwald stand mit auf dem Hofraum, hatte den Worten zugehört und sprach herantretend: „Mir will's nicht recht eingehen, Herr; der Bär ist auf der Hut, ihm sieht's nicht gleich, so von seiner Vorsicht gelassen zu haben.“ Doch der Angesprochene versetzte: „Er wittert's, morgen gibt's Sturm und trotz dem Mond schwarze Nacht, da hält er sich sicher. Bedenk's also noch, Willanders!“ Nicht anzugeben war's, worin es lag, aber das letzte Wort kam ihm mit einem etwas anderen Klange vom Mund als sonst; er hatte Mary am Arm gefaßt und ging, gedämpft zu ihr redend, davon. Der Jüngling stand, allein gelassen, verworrenen Sinnes; Warnkönig mußte im Gespräch herausgeraten sein, daß er sich über ihn belustigt habe, er solle einen Bären erlegen, und Siefmoser hatte das spöttische Verede fortgesetzt. Alle im Wolfsturm spotteten

offen oder verhohlen über ihn und der Waffenschmied ebenso; er besaß niemand auf der Welt, der seiner hilflosen, nicht aussprechbaren Not beistand.

Der nächste Morgen zeigte an, daß der Tag die Wettervorhersage Siefmosers bewähren wolle, ein kalter Wind fuhr, dichte Wolkenmassen auftreibend, aus der Richtung von Meran herüber, verkündigte ein schwerwichtiges Einsetzen des Herbstes. Nicht hell ward's, schon um Mittag glich das Licht einer grauen Dämmerung; ringsum lag alles, als ob das sonnige Südtirol weit über die Berge in die Nebelwelt des deutschen Nordens hinaufversetzt worden sei, und merkbar nahmen der Wind und die fliegenden Wolkengetriebe mit jeder Stunde noch mehr zu. Trogdem legten nach der Abendkost Ulbert Siefmoser und Menz Romwald ihre mit Eisenblech gewappneten Wämser an, noch zum Einnehmen eines Weintrunkes fortzugehen, obwohl Frau Helena heute ihren Mann geradezu bat, davon abzulassen: „Die Nacht ist so schwarz, ihr könntet die Brücke fehlen und in die Etsch geraten.“ Doch er antwortete: „Der Mond kommt bald, da sieht man gut die Hand vor Augen, und du weißt, ich hab's zugesagt.“ Das ließ sie verstummen; er wandte sich nach Willanders um und fragte: „Willst du mit uns? So tu' auch dein Schwert um; wozu hast du's sonst.“ Der Angesprochene, zum erstenmal aufgefordert, an dem Abend-

ausgang teilzunehmen, eilte, von einem freudigen Gefühl durchlaufen, in seine Kammer und umgürtete sich rasch mit der Waffe; in einer unklaren Vorstellung kam's ihm, er zeige dadurch, daß er ein Mann sei, der sich von der Befürchtung Frau Helenas nicht schrecken lasse. Aber während seiner kurzen Abwesenheit hatte Siefmoser sich anders bedacht, empfing ihn bei der Wiederkehr mit den Worten: „Es ist doch besser, daß du hierbleibst, der Wein könnte noch zu stark für dich sein, dazu darf ich dich nicht verleiten. Gib auf's Tor acht und öffne uns, wenn wir pochen. Mit dem da kannst du dich so lange wachhalten, der Waffenschmied hat's nämlich in der Stadt vergessen, dir zu geben, und brachte es gestern für dich mit. Deine Mutter hätt's mit dem Ring zusammen hinterlassen. Zunuz kann's dir nicht kommen, was eine Feder auf ein Papierblatt geschrieben hat. Aber Schaden tut's dir auch nicht an, und ich glaub' wohl, es ist so, wie's da steht. Die drei Bergzacken und Wolken auf dem Reif sagen's und dein Gesicht redet's auch. Es geht so zu in der Welt, bei uns im Land mag's noch öfter geschehen sein, als sonstwo; der Stein fällt hoch herunter vom Wolfenfels, und wer ihn unten liegen sieht, denkt nicht, von wo er gekommen ist. Wenn du uns das Tor aufmachst, wollen wir drüber sprechen, Wilhelm Andreas, vielleicht verhilft's dir doch dazu, von

uns wegzukönnen. — Ich freue mich auf den Gang in frischer Luft, man hoctt zuviel im Haus und wird träg' davon. Halt' uns noch einen Trunk bei der Rückkunft bereit, liebe Frau, der Terlaner Wein macht durstig."

Er hatte Willanders ein sorglich in weicher Lederumhüllung verwahrtes Stückchen Pergamentpapier hingereicht, das der Empfänger, von der unerwarteten Zurückweisung enttäuscht, verständnislos genommen, und die beiden zum Weggang Gerüsteten schritten hinaus. Frau Helena begleitete sie, hinter ihnen das Thor wieder zu verriegeln; an diesem griff ihre Hand nach der ihres Mannes, als mache sie noch einen Versuch, ihn festzuhalten, und sie sagte ängstlichen Tones dazu: „Denke dran, daß ich auf dich warte.“ Er bückte sich, sie auf die Stirn zu küssen und versetzte: „Du tust, als wollten die Bauern wieder an Payrsberg aufstürmen. Klopft dir das Herz noch ebenso um mich, wie damals? Mehr kann ein Mann nach siebzehn Jahren nicht verlangen. Jetzt ist Luit grad so alt, und ich glaube, ihr Herz klopft auch; absonders ist's, wie alles wiederkommt. Ich war älter als er und doch, wenn ich vor dir stand, auch noch wie ein Knabe, der den Mund nicht aufstun konnte. Gib dem Knaben heut' abend gut zu trinken, er mag's nötig haben. Ja, alles wiederholt sich, wenn die gleiche Art wieder da ist,

und wenn ich wiederkomme, wollen wir ratschlagen. Nun wird's Zeit, daß wir ausgreifen."

Was er gesprochen, hätte ein anderer sich in manchem nicht deuten können, doch die Hörerin mußte fähig gewesen sein, alles zu verstehen, und der Ton, mit dem er's gesagt, übte merklich eine beruhigende Wirkung auf sie aus; sie erwiderte nichts mehr, schob die schweren Querbalken des Tores vor und begab sich ins Haus zurück. Die beiden Davonschreitenden schlugen scheinbar die Richtung auf Terlan zu ein, bogen indes auffälligerweise ziemlich bald von ihr links hin zur Straße ab, die von Bozen nach Nals führte; der Sturm fauchte ihnen entgegen, und die Nacht war in der That fast lichtlos, aber sie kannten Schritt und Tritt des Weges genau, brauchten vor einer Abirrung von ihm nicht besorgt zu sein. Nur sagte Menz Romwald einmal: „Was ich glaube, Herr, ist, es wird heut' nicht anders gehen, als bisher, der Cinaug hat den Platner genasführt, wozu weiß ich nicht. Aber bei solcher Nacht macht sich keiner nach Lana auf den Weg, und der Spürfuchs hätt's mehr hehlings angelegt, auszukunden, ob eine schwere Raze den Fang lohnt. So lauern sie droben nicht auf Mäuse, wenigstens nicht hier, wo sie uns denken können, sondern ganz anderswo. Denn Witterung von unserm Weindurst, wenn's finster geworden, steckt ihnen in den Schnauzen; vor Augen und Ohren

wissen sie sich zu hüten, aber ich hab' schon mehr als einmal einen Ruch davon gehabt, sie waren nicht weit von uns weg. Wie ich's meine, Herr, so wär's klüger, wir ließen die Nacht den Eulen; Eure Frau würd's auch froh machen, Euch früher als sonst heimkommen zu hören."

Merkbar mochte Ulbert Siefmoser selbst sich schon Ähnliches gesagt haben, denn er gab drauf Antwort: „Mich nahm's auch wunder, daß der Einäugige so gradaus zu Werk gegangen war, aber in Bozen waren sie diesmal des Vorhabens gewiß, zumal ihnen noch ein Schriftzettel in die Hände geraten, und ich hab's dem Waffenschmied zugesagt, wir gäben heut acht, ob sie mit Fug bessere Nachschau droben wiederholen können. Den Verspruch muß ich halten, bis vor Nals hin; dann haben wir getan, wozu sie mich in Pflicht genommen, und können zurück. Hörst du, was ich sage? Deins hab' ich nur halb verstanden; der Wind reißt's vorm Mund weg, wie Blätter vom Baum. Hier zweigt's ab und haben wir's bald schon halb. Ja, meine Frau wird's freuen. Du warst auch dabei, wie sie auf Payrsberg in Angst da stand, nicht für sich selbst. In der Nacht sah ich's, auf dich wäre sicherer Verlaß."

Der Weg gabelte sich, bog mit dem einen Arm gegen die tieffschwarze Bergwand hin, unter der die Landstraße nach Nals hart entlang lief und jetzt bald

von ihnen erreicht wurde. Die im Wolfsturm Zurückgebliebenen saßen beim Licht der Rienspäne, deren Flammen der hereinstoßende Wind hin und her flackern ließ, am Tisch; Willanders hielt das Stück Pergamentpapier, das er von Siefmoser erhalten, in der Hand, eine Schrift drauf mit großaufgeweiteten Augen anstarrend. Er hatte sie schon zweimal überlesen, doch ohne ihren Inhalt begreifen zu können; die Buchstaben flimmerten ihm ungewiß vor dem Blick, und in seinem Kopf ging's wirr auf und nieder. Frau Helenas Gesicht war ihm mit einem teilnahmevollen Ausdruck zugewandt, und ihr kam jetzt vom Mund: „Mein Mann hat mir davon gesagt, gib's mir und laß mich's auch sehen.“ Sie nahm das Blatt und las.

„Ich habe meinen Buben Wilhelm Andreas taufen lassen, damit ich ihn so heißen kann, wie's ihm zukommen sollte. Denn mir gehört der Name Willanders und müßt's ihm auch. Aber er hat keinen, ich hab' die Schuld dran und der Erzherzog Sigismund, sein Ältervater, der zu viel Söhne hatte. Von denen hat's einer gemacht, daß ich Obst auf der Straße feilhalten muß. Zur Gräfin von Tirol wollt' er mich machen, versprach er's, und ich glaubt's ihm. Vielleicht hätt' er's auch getan, er war tapfer und schön; bei Pavia, sagen sie, ist er tot auf dem Feld geblieben. Ich habe keinen Zorn auf ihn gehabt und auch auf mich selber nicht. Aber die von Wolfen-

stein wollten nichts mehr von mir wissen, ich durft' mich nicht länger Villanders heißen, mußte den Ring mit den Bergspitzen vom Finger wegtun. Wär' nicht der Platner Warnkönig gewesen, hätten ich und der Bub verhungern müssen. Er hat's nicht zugelassen, ich weiß warum, und weiß ihm Dank dafür. Mehr konnt' er nicht tun und ich hätt's auch nicht gekonnt. Wenn's mein letztes ist, so helf' er dem Buben noch weiter auf und geb' ihm dies mit dem Ring, wenn er großgewachsen ist, von seiner Mutter

Sabine Villanders von Wolfenstein."

Deutlich lesbar stand's auf dem Blatt, doch gegen den Schluß hin mehr und mehr mit unsicherer Schrift, an der sich erkennen ließ, es müsse von einer Kranken, wahrscheinlich kurz vor ihrem Ableben geschrieben sein; nur zu allerlezt hatte sie sich noch einmal stark zusammengenommen und die Namensunterschrift groß, mit fester Kräftigkeit druntergesezt. Frau Helena hob den Blick davon auf, sie wußte nichts zu sagen, ihr geriet nur über die Lippen: „Es ist zu dunkel, man sieht nicht, was da —“

Halb nach Nals hinüber klangen zur gleichen Zeit ihrem Mann die nämlichen Worte vom Mund: „Es ist zu dunkel, man sieht nicht, was da —“ doch sprach er zu Ende: „vor uns liegt,“ während sie wohl „geschrieben steht“ ungesagt gelassen hatte. Er fügte indes alsbald für seinen Begleiter nach: „Jetzt

spür' ich's, ein Baum ist's, den der Sturm über den Weg geschlagen hat." Die beiden waren bis dorthin gekommen, wo die Straße hart unter dem bewaldeten Steilhang der Bergwand weiterlief, und mehr nur vom Gefühl als vom Gesicht unterscheidbar, hob sich, den Durchlaß sperrend, ein Gewirr von Ästen und Zweigen vor ihnen auf. Menz Romwald antwortete: „Ja, ein Baum, sonderbar, man sollt' denken, der Wind müßt' ihn anders herum hingeworfen haben. Wir kommen nicht drüber weg, Herr, kehren besser hier um.“ Doch Ulbert Sietmoser rief: „Hier ist der Stamm, es muß gehn,“ und seinen Fuß auf den hebend, suchte er sich Bahn durch das Geflecht zu brechen. Im selben Augenblick aber fauste von der Finsterniß der Bergwand her ein Schwertstreich auf ihn herunter, daß er bewusstlos vom Stamm in die knatternde Zweigmasse niederschlug, und hinterdrein scholl ein schraubend hämischer Ruf: „Im Fangeisen! Den Hieb war ich dir zweimal schuldig geblieben!“ Pacht ihn!“ Geklirr und Astgekrach überlärmte plötzlich den umgestürzten Baum, es war, als sei der düstere Fels'hang wie durch einen Zauberschlag lebendig geworden und lasse unheimliches Nachtgetier aus sich herausbrechen.

Drüben im Wolfsturm hatte Frau Helena sich besonnen und sagte nun zu Willanders hingewendet mit herzlichem Ton: „Das geht dich nicht an,

vergiß, was auf dem Papier steht! Der Waffenschmied sollte sich besser bedacht haben, es zu verbrennen und nicht für dich zu bewahren. Hätt' ich's so von meinem Mann gehört, da hätt' ich ihn gebeten, dir's nicht zu geben. Die, von der es herührt, hat todfrank gelegen und nicht mehr gewußt, was sie schrieb, sich im Fieber eingebildet, es wäre so gewesen. Komm, trink' den Becher Wein leer, du siehst blaßfarbig aus. Aber gib ihm den Ring wieder, Luit, der ist kein Fieberwahn, seine Mutter hat ihn an der Hand getragen. Ich habe auch eine Mutter, die ich lange für tot gehalten, und hab's erfahren, kein leeres Wort ist's. Es schläft einem im Herzen und wartet, daß es aufgeweckt und wieder lebendig wird. Deine Mutter, du Armer, kann's nicht mehr, aber ich will an ihrer Stelle für dich sein, wenn du jemand das Leid um sie klagen willst, das dir im Gesicht steht."

Sie hatte nach der Hand der mit am Tisch sitzenden Alten gefaßt, doch nahm jetzt mit herzengwarmer Anteilnahme Willanders Hand in die ihrige. Er kam unwillkürlich der Aufforderung, den Becher auszuleeren, nach, ein Schwindel ging ihm durch den Kopf, drohte, ihn bewußtlos vom Sitz gleiten zu lassen. Seine Farbe war in der That beinahe weiß gewesen, nach dem Trunk dagegen drängte sich das Blut ihm hochrot ins Gesicht. Die alte Mutter

und das Mädchen wußten nicht, um was die Schrift auf dem Blatt handle, hatten den Sinn der Worte Helenas nicht verstanden und sahen ungewiß drein; Luitgard kam nur mechanisch dem Geheiß ihrer Mutter nach, bemühte sich, den kleinen Goldreif von ihrem Finger abzuziehen, doch vergeblich, er ließ sich auch jetzt nicht herunterbringen, und eine blühende Röthe überfloß gleichfalls ihr Gesicht, als ob auch sie einen feurigen Trunk zu sich genommen habe und ihr das Blut hastig vom Herzen zum Kopf hinaufgetrieben werde. Sie saßen alle, wie auf etwas wartend, das geschehen und sich durch Aussprache von einem Mund offenbaren müßte, doch niemand brachte einen Laut über die Lippen. Nur durch das Wandgebälk und Holz der Fensterlufen lief ein Knacken und Knattern, zeigte an, daß die Sturmwucht draußen noch höher aufschwelle.

Elftes Kapitel.

Da schollen in die Schweigsamkeit des Gemachs einmal jählings donnernddröhnende Schläge des Torklopfers hinein, und mit einem freudigen Ausruf: „Sie kommen schon wieder!“ auffpringend, eilte Frau Helena hinaus. Doch um kurze Augenblicke später klang ihr ein Schrei tödlichen Schreckes vom Munde, ließ auch die anderen hastig ans Tor

nachfolgen. Am Himmel war eine leichte Veränderung vorgegangen, eine mattgeringe Helligkeit kam von ihm herab, indes ausreichend, die Gestalt Menz Romwalds unterscheiden zu lassen, der, noch von atemlosem Lauf keuchend, nur herausbringen konnte: „Eine Falle — wir sind in die Falle —“

Erst im Hause ward er zu weiterem Sprechen und zusammenhängenden Berichten fähig: „Die von oben hatten einen Baum umgefällt — wir meinten, vom Sturm wär's — und über die Straße geworfen. Darüber mußten wir weg — ich riet ab. Ob's mir verdächtig schien, weiß ich selbst nicht. Sie lauerten in der todschwarzen Finsterniß — wie die Luchse —, daß wir den Fuß in die Falle hineinsetzten. Ich war noch hinten zurück, aber den Herrn traf's unversehens mit einem Schwertthieb, daß er niederbrach. Danach schrie die Stimme vom Zeitenhofener, das wär' er ihm schuldig gewesen. Auf ihn hatten sie's stehen, kümmerten sich nicht um mich, sahen wohl auch nichts von mir. Sie haben ihn nach dem Bestenstein hinaufgeschleppt — gradzu, wie einer die Hand umdreht — zu sehen war's nicht, bloß zu hören, am Buschrascheln. Machen konnt' ich nichts, allein gegen die drei oder vier — der Junge, kam's mir vor, war auch dabei. Ich wollt' nach Payersberg laufen, von da Beizstand holen — aber was sollt's helfen, ihre Fall-

brücke ist hoch, über die Klust kann keiner weg. So rannt' ich hierher — eh' sie von Bozen mit Brandkugeln kommen, wird's zu spät — und schießen darf keiner, der Herr ist ja mit drin —"

Der Sprecher hatte es mühsam aus der Brust hervorgerungen, Helena war auf einen Sitz niedergefallen, sagte, wie betäubt, halb irr vor sich hin: „Nun ist's so“; verständlich klang's draus, sie habe immer gewußt, daß die beiden nicht zum Terlaner Wein gingen, sondern den wahren Grund ihres nächtlichen Fortganges gekannt und beständig die Furcht in sich getragen, es könne einmal so geschehen. Luitgard dagegen begriff nichts weiter, als daß ihr Vater überfallen, mit Gewalt zum Bestenstein hinaufgebracht worden sei, und bedachtlos geriet ihr unwillkürlich über die Lippen: „Wärst du noch oben, so könntest du ihm beistehen.“ Ihre Augen hatten sich dabei Willanders zugewandt; es war, als mache sie ihm einen Vorwurf daraus, daß er nicht mehr dort, sondern hier unten im Wolfsturm sei; doch kam's ihr offenbar selbst gleich zum Bewußtwerden, sie habe es gedankenlos gesprochen, denn was hätte er allein gegen den Zeitenhofener Burgherrn und seine Knechte ausrichten können, und sie stieß schnell hinterdrein aus: „Nein — gottlob, daß du nicht mitgegangen bist — sonst wärest du auch —“

Er hatte seine Augen hastig von einem der ratlosen

Gefichter zum andern gehen lassen, als suche und erwarte er von ihnen etwas, das Aufblitzen einer hilfreichen Erleuchtung; fast zu sehen war's, wie seine Blicke, so flogen ihm auch die Gedanken im Kopfe hin und her. Jetzt aber schlug ihm alles Blut plötzlich noch gewaltsamer, als vorher nach dem Trunk, ins Antlitz, er sprang auf Menz Romwald mit dem Ruf zu: „Lauf nach Payrsberg — warum hast du's nicht gleich getan, bist nicht schon dort? — nein, gut war's — dann wüßt ich's ja nicht —“

Über sein Wesen schien's wie mit etwas Irrem gekommen zu sein, denn ein lachender Ton brach ihm bei den letzten Worten vom Mund. Helena fuhr angstvoll abwehrend auf: „Nein — keine Leute von Payrsberg — die können nicht hinüber — sie töten ihn, wenn sie's merken —“

Doch Willanders hielt Menz am Arm gefaßt und riß ihn mit sich zum Thor hin, sprach ihm in fliegender Hast ins Ohr. Der Hörer fuhr zusammen und stieß aus: „Das ist unmöglich!“ Hinter ihnen glitt Frau Helena haltlos an der Alten mit dem bitterlichen Schluchzen zu Boden: „Sie töten ihn — Mutter, Mutter, warum gabst du mir das Leben?“ Der Jüngling vernahm's noch, sein Fuß hielt stockend an, wie der Schlag seines Herzens, und blißschnell flog er nochmals zurück, auf Luitgard zu, schlang

ihr den Arm um den Nacken und küßte sie. So rasch, wie ein fallender Stern schießt, hatte er's getan, war wieder am Tor, und Menz Romwald rannte nach einigen kurzen Worten, einem fortstiebenden Hirsch gleich, linkshin gegen Hals davon, während der Jüngling am Wolfsturm zur Rechten umbog.

Nun war's verständlich, woher die matte Helligkeit ihren Ursprung nahm. Das Nachtdunkel lag im Kampf mit einem Gegner, der ihm widerstritt, ließ sich vom Sturm schwere Wolkenmassen zum Beistand heranzagen, um den aufsteigenden Mond, von dessen Kommen Ulbert Sietmoser gesprochen, zu überwältigen und auszulöschen. Manchmal schien dies völlig zu gelingen, aber dann fand er zwischen den ihm entgegengedrängten düstern Schwarm eine Lücke auf und stieß plötzlich wie mit einem Blitzpfeil durch sie nieder. Nur flüchtig, denn er mußte rasch wieder weichen und verschwand; wechselnd ging's so hin und her. Doch ein paarmal dauerte seine Oberhand so lange an, gewahren zu lassen, er sei in der Abnahme begriffen, ungefähr halbgelundet, und auch beim Unterliegen begann er doch so viel Dämmerchein fortzuerhalten und zu behaupten, daß man jetzt nicht nur die Hand vor Augen sah, auch die nächsten Gegenstände umher, der Boden unterm Fuß erkennbar blieben.

Willanders war in die enge Schlucht hinein=geschritten, durch die der Gaidener Bach vom Gebirge herabschoß. Im Gegensatz zu Menz Komwald ging er Schritt um Schritt, ganz langsam, beinahe wie furchtsam. Der Herbst hatte jetzt starke Wassermenge gebracht, und zögernd=behutsam nur setzte er den Fuß vor, als ob ihn Angst beherrsche, durch einen Fehltritt zwischen das Geklöck abzugleiten, sich Arm oder Bein zu schädigen. Oftmals blieb er, sorglich mit dem Blick umsuchend, geraume Weile stehen; der weiße Schaum der Sturzwellen half ihm, sichere Stützpunkte zu unterscheiden, und merkbar drängte ihn keine Hast, weiterzukommen; sonderlich schien's fast eher, er halte drin mit einer Absicht inne, Zeit zu versäumen. Vielleicht um den Gedanken nachzuhängen, die sich in seinem Kopf durcheinander drängten; vier oder fünf waren's, die immer wiederkehrten, doch sich überstürzend, wie die schäumenden Bachwasser, und windgepeitschten Spinnwebfäden gleich abgerissen, nicht weiter vom Denken erfassbar in die leere Luft hinausflatternd:

Drei Stunden — wohl noch eine halbe mehr. — Er sollte Willanders heißen, wie seine Mutter — sein Ältervater war der Erzherzog Sigismund gewesen. —

Das ist unmöglich, hatte Menz gesagt, aber er lief doch nach Payrsberg. —

Nur einen einzigen gab's auf der Welt, der war er — kein anderer könnt's. —

Konnte er's? Das war ein abgerissener Faden in der leeren Luft. —

Sein Herzschlag nur gab Antwort: Ulbert Siekmoser hatte gesprochen, dem zeigte er, was in ihm steckte — besser als tät's eine Urkunde mit Schrift und Siegel. —

Immer durcheinander liefen die Gedanken, doch allmählich drängte sich einer, der erste, mehr und mehr über die andern vor, als komme ihm das meiste Anrecht zu.

Wie lange Zeit mochte er seit seinem Weggang vom Wolfsturm gebraucht haben? An Herzschlägen ließ sie sich nicht abmessen, und anderes, danach zu rechnen, gab's nicht. Der nach dem Himmel fast wie durch ein schwarzes Kaminrohr aufgehobene Blick fand nichts, was sich veränderte, keine fortschreitenden Sterne; nur ein unsicheres Gefühl wahrte an, als gewinne der Bodengrund unter den Füßen ein wenig an Deutlichkeit. Doch schien's wohl nur so, die Augen hatten sich an das Dunkel gewöhnt, nahmen deshalb nicht mehr allein den weißen Schaum gewahr, sondern da und dort auch die über ihm aufgewölbten Steinblöcke.

Hier unten war es ganz windlos, keine Ahnung von dem droben heulenden Sturme wurde wach.

Alles lag wie zwischen den Mauern einer Kellertiefe in regloser Stille, einzig das Geplätscher des Wassers klang eine Strecke weit leise, wuchs hin und wieder zu lauterem Rauschen an: Wie in eine Unterwelt, die nur abgeschiedenen Schatten, keinem noch Lebenden Zutritt verstatte, ging's hinein; die Luft drin war grabeßkalt, und ab und zu überließ den langsam weiter Vorschreitenden mit einem frostigen Schauer. Doch nur für einen Augenblick, die Dauer eines tiefen Aufatmens seiner Brust. Dann setzte sein Herz mit stürmischem Schlag dagegen ein, durchflutete ihn vom Kopf bis zum Fuß mit einem heißen Strom.

Schon einmal war er durch die Flucht so aufwärts gegangen und erkannte nun, er sei wieder so weit gekommen als damals. Eine dunkle Masse stieg vor ihm in die Höh', die weder rechts noch links mit den Schluchtwänden zusammenhing, sondern, von ihnen abgelöst, sich nach beiden Seiten umgehen ließ. Es mußte der Felspfeiler sein, den das Tageslicht bis oben hinauf sichtbar gemacht; jetzt verhängte ihn die Nacht schon unweit über seinem Kopf, nur das dicht von matt unterscheidbare breitere Fußende bestätigte, die vereinzelte Steinnadel sei's.

An jenem Tage hatte ihn etwas veranlaßt, dem Bach bis hier herauf zu folgen, doch er konnte sich nicht entsinnen, was es gewesen sei. Wohl nur eine

Neugier, derartig in der Nähe zu betrachten, was er von droben herunter so oft schattenhaft undeutlich gesehen.

Ja, die Stelle war's, an der es erschienen, als habe einmal ein Eisenwerkzeug daran gearbeitet, Absätze in den Grundsockel des Pfeilers hineinzuschlagen. Er hob den Fuß und trat auf eine rohe Felsstufe, setzte sich auf eine darüber nachfolgende. Von der Steilhöhe Gaid's her stürzte unsichtbar der Wasserfall nieder, erfüllte die Luft mit einem einförmig dumpfen Brausen. Sonst war alles so geisterhaft still, als schlafe rundum der Tod.

„Unmöglich,“ hatte Menz Romwald gesagt, und er sprach's vor sich hin nach: „Unmöglich.“ Ihm ward's vor dem Blick, die Nacht werde nicht heller, sondern verbüstere sich noch tiefer; er glaubte, kaum noch die aufgehobene Hand vor den Augen zu sehen.

Dann klang ihm einmal deutlich eine Stimme im Ohr: „Wärst du noch oben —“, aber sie sprach gleich hinterdrein: „Nein — gottlob, daß du nicht mitgegangen bist —“

Ihn verließ das Bewußtsein, was er wolle und wo er sei. Von verworren werdenden Sinnen gaukelte ihm, er klettere am Zürgelbaum in die Höh', um süße Beeren herabzuholen, gleitete aber am glatten Stamme nieder — wieder und immer wieder —, bis die Stimme Luitgard's abermals aufklang: „Wenn

du von dort oben heruntergefallen wärest, so säßen wir hier nicht beisammen. Wären dir die schwarzen Kirschen das wert gewesen?"

Ihm flog laut „Ja“ vom Mund und sein Kopf fuhr auf. Nicht das grüne Waldgemach lag um ihn, der Sturzbach rauschte drüben unsichtbar in die Tiefe; er hatte geschlafen und geträumt.

Wie lange Zeit? Darüber gab nichts eine Auskunft; nur stuzte sein nach dem Himmel emporgerichteter Blick jetzt, vor dem hoch oben ein Lichtschein blinkte. Aus der Richtung von Gaid her, einer der Hütten dort, schien er zu kommen, doch nahm eigentümlich an Breite zu, konnte kein wirkliches Licht, nur der Rückwurf eines solchen von irgendeinem Gegenstande sein. Der Hinschauende saß verhaltenen Atemzugs; noch größer wuchs der helle Schein an und ließ keinen Zweifel mehr. Der Mond mußte ihn droben auf einen weißen Steinhang werfen.

Willanders schnellte jäh in die Hdh'. Der Mond war dort drüben und tat zweierlei, zeigte ihm durch seinen Stand, wieviel Zeit vergangen sein müsse, und verhieß ihm zunehmende Helligkeit. Und nach einem Atemzug wußte er, was er wolle, griff hastig nach dem Gurt seines Schwertes, dies von sich abzutun. Bei seinem Vorhaben konnte er's nicht an der Seite behalten, ward davon behindert — oder — seine Hand hielt plötzlich inne — konnte es ihm

doch zu etwas nötig sein? Ihm war's, als habe jemand ein Wort gesprochen, nur wie ein Windgesumm am Ohr vorübergegangen, aber statt das schon gelöste kurze Schwert fallen zu lassen, schob er es eilig unter sein Wams und schnürte den Gurt fest darüber zusammen. So beschränkte er die freie Bewegung seiner Beine nicht, und im nächsten Augenblick hob sich sein tastender Fuß zu einer höheren Stufe hinauf. Zugleich kam ihm nachträglich das wie vom Wind gesummte Wort zum Verständnis — „Brückenfeil“ hatte er gesagt.

Die Felsabfälle führten weiter, liefen gleich einer Wendelstiege um den Pfeiler herum; unverkennbar bildeten sie einen an ihm von Menschenhand hergestellten Aufweg.

Der Emporsteigende erschrak beinahe. So ging's, wie er's oft an einem steilen Hang getan — das konnte ein anderer auch.

Da traf ihn etwas wie mit Blendung. Der Mond schob sich über die östliche Bergwand, es sah aus, als jage er Wolken vor sich her in die Flucht, denn er trat siegreich in ein freies Himmelsstück hinein. Mit einem Schlage ragte die ihm zugekehrte Seite der Felsnadel hellbeglänzt auf.

So war's unerläßlich gewesen — der Jüngling empfand, freudig durchzittert, darauf habe er unbewußt gehofft und gerechnet.

Möglich nahmen die Stufen ein Ende. Wer sie einmal ausgehauen, hatte als nicht möglich erkannt, sie weiter fortzusetzen, oder sie waren von Naturgewalten zerstört worden, verwittert und losgebrochen abgestürzt. Säulenartig hob sich jetzt der verschmälerte Fels empor, nur aus Fugen und Ritzen quollen noch alte, abgedorrte Wurzelknorren hervor. Hier begann das, was Mag Romwald unmöglich genannt hatte.

Doch es begann auch, was kein anderer getan und gekonnt hätte. Willanders reckte die Hand nach dem Stumpfen; sie hatten sich fest in das Gestein hineingeklammert und hielten, da und dort bot es daneben eine Scharte, in der auch die Fußhälfte Halt finden konnte. Einer Eisklage ähnlich kletterte er weiter, schnellte sich von einer Stütze, die unter ihm wich, nach einer anderen hinüber, von einem Instinkt geleitet, ohne Besinnung und Denken. In seinem Kopf ward nur lebendig, daß er auf dem Bestenstein öfter geträumt habe, so hier zwischen Himmel und Abgrund zu hängen, und aufgewacht, nicht begreifen gekonnt, wie er lebend wieder hinuntergekommen sei; von einer hilfreichen Fee müßten ihm Vogelflügel zur Rettung verliehen worden sein. Dazwischen drängte sich ihm etwas anderes, ein Mund sagte: „Der Schwindel hatte mich gepackt, legte sich mir schwarz vor die Augen. Zum andernmal

hab' ich's nicht versucht, wäre eher gradezu hinuntergesprungen." Sein Blick ging einmal nieder, und schwindelnd wandelte es auch ihn so an, statt sich noch höher hinaufzuringen, auf das weißüberschäumte Gebüsch des Baches in die Tiefe hinabzuspringen. Auch vor seinen Augen ward's schwarz, er sah nichts mehr von dem graufigen Abgrund; wohlthätig jagten finstere Wolken alles verdeckend, über den Mond, und er drückte krampfhaft die Lider fest aufeinander. Da stand vor seinen geschlossenen Augen wie greifbar die Gestalt und das Antlitz Luitgarðs, ihre blauen Augen blickten ihn wie zwei leuchtende Sterne an, und ihre Hände breiteten ihm vom Bestenstein herab ein paar große, gleich den hellen Blüten der Felsenbirne schimmernde Flügel entgegen. Wie eine im Nu zergehende Traumerrscheinung war's! er öffnete die Augen wieder, doch der Schwindel war von ihm gefallen, kehrte nicht zurück. Die Wolken verhüllten den Mond noch, ließen nichts mehr von der Tiefe gewahren, aber das nächste um ihn hatte sich sichtbar erhalten, zeigte wie zum Hohn deutlich um ihn her keine Stumpfen und Knorren mehr vorhanden.

Das Schwert bedrückte seine Brust doch, verengte ihr den Atem. Die Linke um eine kleine Felskante klammernd, zog er es zum Wegschleudern mit der Rechten unter dem Gurt hervor. Doch wie zuvor

drunten hielt seine Hand in der Bewegung wieder an, ein Gedanke, eine Vorstellung durchschloß ihm blitzgleich den Kopf. In der Felswand befanden sich da und dort zwischen ihren Steinplatten schmale kaum halbfingerbreite Fugen, und in eine von ihnen stieß er mit plötzlicher Eingebung sein Schwert hinein. Fast bis zum Griff drang die kurze Klinge in den Spalt, saß drin fest, bot einen Halt für die Hand, dann für den Fuß, sich dran aufzuheben, eine stützende Vorbuchtung der Felsnadel zu erreichen. Von der aus schien's zuerst nicht möglich, ohne Abgleiten von dem schmalen Steinband mit der Hand nach dem Griff hinunterzufassen, seiner wieder habhaft zu werden; aber es mußte sein, kein anderes Hilfsmittel gab's, und nach fruchtlos-mühevollen Versuchen gelang es der Geschmeidigkeit seiner Glieder, eine Stellung auszufinden, in der er zusammengekauert, wie in leerer Luft hängend, zugleich doch mit der Linken sich angeklammert hielt und mit der Rechten das Unerläßliche ausführen konnte. Er hatte das Schwert zurückgewonnen und hatte dabei gelernt, so tief dürfe es nicht in die Fuge hineingestoßen werden, seine Lockerung falle sonst zu schwer. Ausrastend stand er auf dem fargen Halt, erkannte, umzukehren, wieder hinabzukommen, sei nicht mehr denkbar. Aber was sich ihm als unüberwindlich entgegengestellt, lag bezwungen unter seinen Füßen,

— seitwärts und über seinem Kopf klasten ähnliche Spalten in der Wand. Dazwischen sprangen kleine Steinleisten vor. Es gab keine Unmöglichkeit — und wenn, so gab's doch nur noch ein Hinauf.

Dazu hatte er das Schwert vom Platner bekommen — dem seine Mutter lieb gewesen. —

Wie oft er sich dessen wieder als einzigen Hilfswerkzeuges zum Weitergelangen bediente, kam ihm nicht mehr zum Bewußtsein, doch er nutzte es mit gereifter Erfahrung und hob sich höher an. Wolkenschatten und Mondlicht wechselten um ihn, sein Blick vermied, rückwärts in die Tiefe hinunterzugehen, richtete sich beständig vorauf.

Da nahm er einmal während einer Helligkeit zu Haupten — nicht gar hoch mehr — etwas Überragendes gewahr. Wie ein niederzuckender Schlag durchfuhr's ihn vom Kopf bis zur Sohle. Es konnte nichts anderes sein, als der Erkervorbau der Burg, die Pechnase, die ihm am Tage von unten hinauf nur wie ein Habichtschnabel erschienen war.

Gleich danach aber nahmen plötzlich, wie drunten die ausgehauenen Stufen, um ihn die Fugen und Spalten ein Ende; senkrecht, jetzt völlig einer Säule gleich, schoß das oberste Stück der Steinwand ohne irgendeine klaffende Öffnung mehr ab. Erbarmungslos klar zeigten es die Mondstrahlen; dazu endete auch die bisherige Stille. Der oben fauchende

Sturm stieß herab; er hatte die Fensterlufe des Erkers aufgerissen, sie flog hin und her, so nah schon, daß das Ohr deutlich ihr Knallern und Schallern vernahm.

Das Schwert konnte nicht mehr Beistand leisten — hier begann die Unmöglichkeit. —

Schwarz wollte sich's Willanders aufs neue über die Augen legen, doch auf einmal klang's ihm wieder wie von einer Stimme im Ohr und sagte: „Unter dem Fenster der Pechnase da sprang abwärts eine Steinrippe etwas aus der Wand und tiefer darunter nach seitwärts noch einmal solche Rippe. —“

Wort für Wort hörte er's ganz deutlich — nicht vom Wind gesummt — jählings kam's ihm auch, die Alte habe es gesprochen, die alle im Wolfsturm „Mutter“ benannten. Unwillkürlich suchte sein Blick zur Seite umher. —

Da trafen die Augen auf etwas — die Alte mußte vom Absturz des Bestensteinfelsens geredet haben — dort sprang eine Steinrippe heraus. Bis zu der hatte sie sich niedergelassen — seitwärts drüber war eine andere unterscheidbar. —

Wenn es möglich fiel, die erste, untere zu erreichen.

Die Stimme sprach noch weiter: „Ich war noch jung, Kind, das Blut wollte mir stocken beim Gesicht, ich schlug kopfüber und läge mit zerschmettertem Leib drunten auf den Steinblöcken. —“

Auch ihm stockte das Blut, er hatte instinktiv sein Schwert wieder festgeschnürt, wußte nicht, was er wolle, was er tue, nur, es sei das einzige. Dann wachte Besinnung in seinem Kopf auf; er hatte sich seitwärts hinübergeschneilt — ein Gensensprung war's gewesen — hielt die Hände in den Fels eingetrallt, fühlte die Rippe unter den Füßen.

Aus seiner Brust wollte ein Jubelschrei brechen, doch er preßte die Lippen zusammen, suchte mit hastig umfliegenderm Blick nach der oberen Steinrippe. Die war leichter, weniger gefahrvoll zu erreichen, und die Gefahr war nur ein bedeutungsloses Wort, denn unsichtbar mußten ihn die hellen, ihm wie Blüten der Felsenbirne von droben entgegengebreiteten Flügel hinübergetragen haben, trugen ihn auch weiter.

Aber als er nun auch das zweite Ziel ebenso gewonnen, erschien dennoch alles vergebens. Die Alte hatte sich hierher an einem Strick herabgelassen, war an dem wieder hinaufgelangt; ohne ihn war's noch zu hoch, das Fenster zu erreichen. Er besaß doch keine Flügel, nicht das Vermögen, bis zu zehn Fuß über seinen Kopf hinaufzugreifen.

Und dennoch, es gab keine Unmöglichkeit, sie konnte nur mit dem Schein täuschen. Kurz besann er sich; der etwas breitere Stützpunkt verstattete auch freiere Bewegung, den Gurt vom Wams zu

lösen und dies abziehen. Dann vollbrachte seine Hand Sonderbares, zerschnitt mit dem Schwert das an die Felswand gedrückte Kleidungsstück in schmale Streifen. Doch etwas anderes schoß ihm dabei ins Gedächtnis; er drehte plötzlich das Gesicht von der Steinseite ab ins Freie um, und aus seinem Munde klang zweimal, täuschend nachgeahmt, der hochtönige Schrei einer Ohreule. Danach reckte sein Kopf sich hochend in die Luft; ein paar Augenblicke vergingen, da scholl's, als ob vom Winde verweht, nur eben vernehmbar eine andere Gule ebenso — einmal — zweimal — mit gleichem Schrei erwidere. Nun griff er nach den Gewandstreifen, knüpfte sie in fieberhafter Hast aneinander, die Knoten fest mit den Zähnen zusammenziehend — lang und länger — verschnürte die beiden Endstücke unlösbar mit seinem Wehrgehörk und warf dies über sich in die Hölh'. Es fiel zurück — nochmals — zum drittenmal — aber dann blieb's oben, hatte sich an etwas angehaft, drum verschlungen. Er prüfte, hängt sich dran, es hielt, saß fest wie eine Lukenklammer; er hatte, was die Alte zum Wiederhinaufkommen besessen, einen Strick. Mit Blickfüge knüpfte sich ihm der Gedanke dran, sie war damals auch jung gewesen, und er wußte auf einmal, sie müsse die Mutter Frau Helenas sein. Doch weiter ging sein Denken nicht, er schwebte schon an dem Flechtwerk;

der Sturm fuhr schnaubend auf ihn ein, als wolle er ihm wehren; auch schwarze Wolken deckten heran-
jagend den Mond wieder zu, seine Augen blind zu
machen. Aber er bedurfte dieser nicht mehr, nur
sein zum Zerspringen hämmerndes Herz mußte aus-
halten. Einem Balle gleich ward er hin und her
geschleudert, doch der sichergeknotete Strick zerriß nicht.

Da stand er in der Pechnase, um ihn lag licht-
loses Dunkel.

Der einzige war er, der's gekonnt hatte — war
noch der einzige auf der Welt, der es konnte —

Er allein kannte im Finstern hier Schritt und
Tritt, jeder andere wäre umsonst heraufgelangt.
Verhaltenen Atems setzte er lautlos die Füße vor;
durchs Gebälk lief ein unaufhörliches Knattern und
Knattern, draußen um die Mauern rasselten und
krachten die losgerissenen Fensterlatten, aber ihm
war's, das Klopfen seines Herzens müsse alles über-
tönen. Nun kam er aus dem Erfergemach in die
kleine gewölbte Flurhalle hinaus, über die durch
eine halb offenstehende Thür eine Lichtbahn hinfiel.
Flackernde Kienspäne warfen sie aus dem Raum,
der den Burginsassen zum nächtlichen Zechgelage
diente, und so tat er's auch jetzt. In den Schatten
gedrückt, hörte Willanders das klirrende Nieder-
stoßen der Zinnbecher auf den Eichentisch, sah um
diesen die Gesichter Christophs und Konrads Zeiten-

hofen, der Waffentnechte Wegel und Pez, auch die Übelhörin saß zwischen ihnen. Sie schrien, lachten und lärmten, aus allen Zügen loderte ein triumphierendes, hohnvolles Frohlocken. Der Burgherr überschrie die andern: „Das schütt' ich auf den in die Gurgel, der unsern Kellerdachs den Bachsprung machen läßt!“ Pez und Wegel brüllten beide trunken: „Ich tu's! Gebt Ihr zehn Goldfächse drein?“ und aus der „Maultasche“ brach's mit schallender Lache: „Ich helf' auch dabei, daß ihr meinen Schwäher sanft zu Bett bringt!“

Ein Schauer durchfuhr den unsichtbaren Zuhörer, und dazu plötzlich noch ein anderes Gefühl, das ihn wie ein drohendes Gespenst anfiel. Ihm war's, es werde zu spät, er komme nicht mehr hin — in ihm selbst sei etwas, das seine Hände und Füße lähmen wolle. Alle Kraft zusammenfassend, schwankte er, jetzt wieder in tiefem Dunkel, weiter zum Thor, tastete wie mit fühllosen Fingern nach den Riegeln und schob sie zurück. Beim Öffnen der Bohlentür stießen ihm der Wind und die Strahlen des vom Gewölk wieder frei gewordenen Mondes entgegen; alles lag klar aufgehell't da, trotzdem verdichtete sich vor seinen Augen ein Nebel, durch den er das Gezwinde, von dem das Seil der aufgezogenen Fallbrücke festgehalten wurde, nicht zu erkennen vermochte. Näher empfand er das Gespenst herankommen,

unsichtbar seinen Kopf und Arm packend; er konnte nur noch das Schwert aufheben, mit einem Hieb das gestrafte Seil zu treffen — im Gehirn kreiste ihm dabei ein letzter Gedanke: das Willandersschwert — das nicht — aber von einer Willandershand geführt. —

Dann hörte er nur noch die Brücke niederschlagen, sah noch Menz Romwald an der Spitze eines dichten Gedränges im Nu über sie heranstürmen. Doch mit bewußtem Sinne faßte er nicht mehr auf; die ungeheure Anstrengung hatte ihn leiblich und geistig zu Tode erschöpft, ließ auch ihn bei der Erreichung seines Zieles wie vom Leben verlassen zu Boden schlagen. Sein Hieb hatte das Seil noch durchschnitten, doch um einen Augenblick später wäre es vergebens gewesen, daß er einem Irrsinnigen gleich an der Felsennadel des Bestenstein aufgeklimmen.

Zwölftes Kapitel.

Über die Brücke aber schossen, von dem Eulenschrei benachrichtigt, Menz und ein Haufen Payrsberger Waffenknechte, als ob der Sturm sie wie Blätter jage, ins Innere der Burg hinein. Beim Gerassel ihrer Eisenkleider fuhren die um den Eichenstisch Sitzenden auf, starrten aus trunkenungläubigen Augen; vom Lichtwurf auf der Flurhalle geführt,

drangen die Ankömmlinge schon mit blihenden Schwertern ins Gemach. Christoph Zeitenhofen hatte der Wein noch so viel Besinnung gelassen, daß er das Unerklärbare als eine Wirklichkeit erkannte; blickschnell verschwanden er und seine Frau durch eine schmale Seitentür in der Wand aus dem Raum. Die andern dagegen waren, ehe sie sich zur Wehr setzen konnten, überwältigt, zu Boden gestreckt, gebunden und geknebelt. Mit lodernden Rienspänen rannten die Payersberger überall, atemlos suchend, umher, bis von untenher ein Ruf erscholl: „Hier!“ Menz Romwald stürzte herzu; durch eine aufgerissene Fall Luke ward am Grund eines Felskellerloches die Gestalt Ulbert Sietmosers erkennbar. Er lag ohne sich zu regen, vorsichtig hob ein halbes Duzend von Armen ihn herauf, einen Toten, schien's. Aber er lebte noch, seine Augen öffneten sich einmal, sahen die über ihn gebückten Gesichter bewußtlos an und fielen wieder zu. Menz gebot, daß er über die Brücke getragen und drüben niedergelegt werde; die Vollstrecker des Auftrages trafen vorm Burgtor auf den ebenso regungslosen Körper Willanders und taten mit ihm das gleiche. Andere hatten in allen Räumen der Burg Umsuche nach den beiden beim ersten Getümmel rasch aus der Trinkstube verschwundenen angestellt und brachten jetzt Botschaft: „Sie sind zum Turm hinauf und haben die Leiter nachgeholt.“

Kurz antwortete Menz Romwald: „Schafft alle Lebendigen hinaus!“ und die beiden gebundenen Knechte wurden mit Konrad Zeitenhofen ebenfalls über die Brücke davongeschleift; sein jüngerer, erst halbwüchsiger Bruder Karl mußte hinter einer Bettstelle, unter die er sich verkrochen hatte, hervorgeholt werden und gleicherweise die alte Ursel aus einem Küchenversteck. Mit zahnlosen Kiefern klappernd, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen, beteuerte, die heilige Madonna anrufend, ihre Unschuld und Unwissenheit von allem, was auf der Burg vorgegangen, doch das böse Gewissen starrte ihr unverhehlbar aus dem verzerrten Gesicht.

Nun stellte Menz mit lautem Ruf an die beiden zur Plattform des Bergfrieds hinauf Geflüchteten, sichtbar droben Stehenden die Forderung, herabzukommen und sich zu ergeben. Der Zeitenhofener antwortete nicht drauf, schien zu erkennen, daß Widerstand unmöglich sei; die Übelhörin dagegen schrie hohnblickend: Hündischer Knecht! Holt das! Bring' das dem Bankert im Wolfsturm von mir, daß sie sich die Kehle dran sticht!“ Ihre Hände rafften von oben angehäuften Felsbrocken einen halbzentnerschweren in die Höh' und warfen ihn über die niedrige Brüstung auf Menz Romwald nieder, der nur eben noch durch einen Seitensprung der Zerschmetterung entging. Danach scholl seine Stimme

auf: „So holt der rote Hahn euch herunter!“ und seine Beihelfer, die darauf gewartet, häuften im Nu aus der Küche her Reisig, Holzscheite und Stroh-
wische im Erdgeschoß des Turmes an, schleuderten brennende Kienspäne nach. Flammen lohten, und Rauch qualmte bis zum Oberrande des Bergfrieds empor; jetzt rief Christoph Zeitenhofen: „Macht das Feuer aus! Wir geben uns!“ Aber die Frau neben ihm stieß wild vom Mund: „Ich nicht — ich will nicht dem Bankert in die Hand!“ Widrig klang's, doch lag etwas heroisch Trogiges drin und zugleich der ingrimmige Haß, den sie von Kindheit auf gegen ihre schöne Halbschwester in sich genährt; so mochte einst ihre Ahnmutter Margarete Maultasche mit kochendem Blut blindlings geraßt haben. Das Mondlicht fiel gegenwärtig frei und hell auf die Plattform, man sah von unten deutlich die beiden Gestalten. Der Rauch schnob dichter, und der Mann wollte am Boden die Fall Luke öffnen, um durch einen Niedersprung dem sicheren Verderben zu entkommen. Aber das Weib wehrte ihm, hielt ihn gefaßt, schrie: „Du gehörst mir — ich hab' dich nicht verhungern lassen — vorm Nichtheil gerettet, als sie dich von Payrsberg zu mir brachten.“ Er stieß zurück: „Du triebst mich zu den Karsthansen — deine Eier — kein anderer hätt' dich — jedem grauste vor deinem Maul —“

Beide rangen miteinander um die Luke; sie war stark, und das letzte Wort ließ wütende Kraft in ihr anschwellen. Aber seine Stärke, von der Angst vor dem Verbrennen verdoppelt, war ihr doch überlegen; ihm gelang's, sie aufzureißen und mit den hervorgerauchten Worten: „Du bist ein Tier!“ an die Brüstung zu schleppen, sie über diese in die Luft zu schwingen. Was er wollte, war unverkennbar, sich von ihr frei machen, um sich ungehindert durch die Luke noch retten zu können. Sie fühlte es, und, kraftgebrochen, war sie nicht mehr fähig, sich gegen sein Vorhaben zu wehren. Ihr Körper ward schon zur Hälfte von ihm über den Abgrund vorgebogen, doch im letzten Augenblick packte ihre Hand krampfhaft nach seinem Haar. Er konnte sich nicht davon befreien, verlor den Halt unter seinen Füßen. Ihr schweres Gewicht zog ihn im Niederfallen nach, riß ihn mit über die kaum kniehohe Brüstung, und zugleich mit ihr schoß er an dem senkrechten Absturz der Felsennadel auf das weißübersäumte Steingeblock hinunter, von dem Willanders sein Aufklettern zum Bestenstein begonnen hatte.

In kaum längerer Zeit als einer Minute war's vor den Augen der unter dem Turm Stehenden vorgegangen, der Mond beglänzte die leere Plattform. Menz Romwald durchfuhr kurz ein Rütteln der Glieder, aber dann sagte er gleichmütig: „Sie

haben dem Scharfmacher in Bozen die Arbeit gespart.“ Die Waffenknechte wollten Anstalt treffen, das Feuer im Innern des Bergfrieds wieder zu löschen, doch er hielt sie ab: „Laßt das Nasgeiernest brennen! Wir haben Wichtigeres zu tun. Richtet Bahren zu, den Herrn und den Knaben, der ihn gerettet hat, hinunterzubringen; Tag wird's, bis wir hinkommen. Ich sagte ihm, unmöglich wär's. Eine Fee muß ihm Flügel gegeben haben, sonst läg' er jetzt da, wo die beiden sind.“

Gilfertig wurden Tragbahren zurechtgemacht, die jenseits der Schlucht wie tot am Boden hingestreckten draufzulegen. Mit gefesselten Armen mußten Pech und Wegel, sowie Konrad Zeitenhofen gehen, sein kleiner Bruder lief verständnislos frei nebenher, während die Urfel noch unter gleichem Jammern von ihrer Unschuld zu überzeugen suchte. Hinter den Davonziehenden ragte der Bergfried, in ein rotes Flammenkleid eingehüllt, gleich einer Feuersäule, weithin im Etschtal sichtbar, in die Luft. Die Fallbrücke lag, wie zum Besuch auf den Bestenstein einladend, niedergelassen da; jetzt konnten auch Fuchs und Wolf zu ihm hinüber.

Langhin ging's in der Schlinge, unter den Mauern von Payrsberg fort, von dem durch die Luft so nahen Wegziele erst weitabführend; Menz Romwalb hatte, Willanders Berechnung entsprechend, in an-

haltlosem Lauf mehr als drei Stunden zum Hinaufkommen mit den hurtig bereit gewesenen Beihelfern gebraucht. Bis über' Gebirg' hinunter begleitete den Zug der Mond noch, versank erst, als sie Naß, doch mit diesem die Talstraße erreichten, auf der den Bahrenträgern auch im Dunkel ein behutsames Vorwärtsschreiten möglich ward. Wie der umgefällte Baum den Weg versperrte, brach ein erstes Morgenrauen an, zeigte, wie sich das Hinderniß umbiegen lasse; anders gingen schwankend Weßel, Weg und der junge Zeitenhofener hier, als sie im Beginn der Nacht mit ihrer in der Falle verstrickten, halbbetäubten Beute triumphierend steil auf an der Bergwand emporgestiegen, doch reichte das Licht schon zum Erkennen aus, daß ihre Zähne sich trotzig fest zusammenbissen, auf keine Frage einen Antwortlaut hervorzulassen. Wo die Straße gradaus durch Andrian nach Bozen lief, trieb ein Teil der Waffenknechte die gefangenen Mitgeführten weiter, der Stadt zu, vor sich auf; die andern schlugen rechtshin den Kürzungsweg zum Wolfsturm ein.

In diesem hatten die drei Frauen, eng auf einer Bank zusammengedrängt, schlaflos die Nacht verbracht, auf etwas wartend, doch keiner wußte worauf. Menz und Willanders waren nicht wiedergekehrt, kein Wort von ihnen hatte kundgetan, was sie gewollt, was sie taten. Helena und ihre Mutter

trugen die schreckensvolle Gewißheit in sich, es sei nichts zu tun, aller Beistand könne nichts ausrichten; beide besaßen genaueste Kenntniß von der Unnahbarkeit des Bestensteins, und bis zum Eintreffen von beweglichem Feuergeschütz aus Bozen müsse es zu spät werden. Nur Luitgard war nie droben gewesen, kannte die Beste einzig aus Willanders Schilderung, und ihr allein kam einmal eine Frage vom Mund, ob denn niemand imstande sei, an dem Felsen bis zur Burg aufzusteigen. Darauf antwortete Maddalena Übelhör, von grausamer Erinnerung überkommen: „Kind, wenn du's sähest! Wer das versuchte, dem müßt' sein Leben nichts wert sein, daß er's wegwerfen wollte. Hundertmal, könnt's geschehen, würd' er zu Tod stürzen, und am letzten, unter der Mauer, wär's doch alles umsonst gewesen.“ Die einzigen während der Nacht durch's Gemach klingenden Worte waren's; auslöschend brannten die Kienspäne zum Ende, ohne daß jemand sich regte, neue anzuzünden, lautlos saßen die Frauen im toten Dunkel. Dann schlich langsam die Dämmerung heran, schritt zur beginnenden Taghelle vor, und wie zum Hohn bligte nach der wilden Sturmnacht über Bozen her ein Sonnenstrahl durchs Etschtal.

Da hallten dröhnende Schläge ans Thor; Menz Romwald war vorausgelaufen, rief atemlos den drei

Herausstürzenden entgegen: „Wir bringen ihn — er lebt!“ Kurz rang er noch heraus, wie's möglich geworden, Willanders wär' zum Bestenstein aufgeklettert. Von den Lippen des Mädchens flog ein Aufschrei: „Lebt er auch?“ — „Man sieht's nicht, er liegt wie tot — aber der Herr holt Atem.“ —

Auch die Träger der Bahren folgten jetzt nach, und Helena warf sich vor der ihres Mannes auf die Knie, suchte seinen Kopf aufzurichten, rief ihn zärtlich bei Namen. Er schlug seine Augen wieder auf, sah sie an und sagte mit traumhafter Stimme: „Du? Warum weinst du? —“

Doch hinein flog von seitwärts ein Ausruf: „Er ist noch warm — er lebt!“ Luitgard hatte, gleichfalls zu Boden gekniet, eine von den Händen Willanders gefaßt und ihre beiden um sie zusammengepreßt. Aber er regte sich nicht; was ihn in dem Augenblick, als seine Hand mit letzter Kraft das Brückenseil durchhauen, überwältigt und niedergeworfen, übte die gleiche Macht noch über ihn fort. Er war, hundertfach dem Tod trogend, zum Bestenstein hinangeklettert, und der Tod, dem er entronnen, suchte nachträglich ein Anrecht auf ihn geltend zu machen. Nur ein Lebenszeichen tat sich an ihm kund; er hatte im Fallen das Schwert nicht fahren lassen, das die Träger, als sie ihn aufgehoben, aus seiner Hand wegnehmen gewollt. Doch die Finger

waren krampfhaft um den Griff verschlungen geblieben, so daß sie davon abstehen, ihn mit dem Schwert herunterbringen gemußt, und so hielt er's noch.

Der Hieb, von dem Ulbert Siefmoser zwischen dem Baumgezweig hingestreckt worden, war nicht tödlich gewesen, aber er hatte seine Eisenkappe zerspaltet und ihn so schwer betäubt, daß er nichts von allem, seit dem Augenblick mit ihm Vorgegangenen wußte. Auf seiner Lagerstatt gleich wieder in Besinnungslosigkeit zurückgefallen, blieb sein Kopf im Gang der nächsten Tage noch unfähig, das Geschehene mit nur äußerst langsam aufwachender Fassungskraft anzuhören; ein aus Bozen herbeigeholter Arzt ordnete sorglichste Vermeidung jeder Aufregung für ihn an, damit sein mutmaßlich heftig erschüttertes Gehirn durch Ruhe zur Gesundung zurückgelangen könne. Dagegen kam Willanders am zweiten Tage einmal plötzlich zu sich, zwar zunächst gleichfalls ohne irgendwelche Erinnerung in sich zu tragen, so wie wenn er die Lider von einem gewöhnlichen Schlaf im Wolfsturm aufgetan habe. Erst aus einer Frage Menz Komwalds: „Wie hast du's möglich gemacht, daß du hinaufgekommen bist?“ schoß ihm jäh ins Gedächtnis und durchfuhr jählings dabei seinen ganzen Körper mit einem grausvollen Schauer, daß er zum Bestenstein hinaufgeklettert

sei, und er sprang mit einem verworrenen Schreckens-ton in die Höh', als fühle er in diesem Augenblick zum erstenmal den Tod die eisige Hand nach ihm ausrecken, sich unentrinnbar von ihr gepackt. Wie von einem Blitz überflammt stand's vor seinen Augen, er habe als ein Nachtwandler etwas vollbracht, was wachen Sinnen unmöglich gefallen sein würde; wäre er nur für eine Sekunde von der Erkenntnis seines Thuns angerührt worden, so mußte derselbe Augenblick ihn zerschmettert in den Abgrund hinuntergestürzt haben. Verstört wieder von der Denkfähigkeit verlassen, sah er um sich; Menz mußte ihn halten, auf das Lager zurücklegen, und er verfiel aufs neue in Bewußtlosigkeit. Doch atmete seine Brust jetzt allmählich tiefer und gleichmäßiger, bekundete, ein kräftigerer, die irre Erregung in ihn niederkämpfender Schlaf habe sich wohlthätig seiner angenommen. Beruhigt sahen Helena und ihre Mutter, die öfter eine Zeitlang neben ihm saßen, auf ihn hin; sie sprachen zuweilen in fast unhörbar flüsternder Weise miteinander, die Alte redete meistens am lebhaftesten, und die andere nickte beipflichtend dazu. Luitgard betrat Willanders' Kammer nicht, ihre nur im ersten Augenblick aufgebligte Theilnahme an seinem Zustand schien erloschen zu sein; sie hielt sich, wenn die beiden Frauen nicht zugegen waren, als Wächterin am Bett ihres Vaters auf und ging,

von ihnen abgelöst, still ihren häuslichen Obliegenheiten nach.

In Bozen aber befließ man sich einer ungewöhnlichen Eilfertigkeit, die sicher hinter Schloß und Riegel verbrachten Gefangenen ins Verhör zu nehmen; erkennbar trat daraus zutage, welche Wichtigkeit die reiche Handelsstadt dem seit manchen Jahren sich vielfach wiederholenden spurlosen Verschwinden ihr Angehöriger im Etschtal beimaß. Der Verdacht, daß diese sämtlich von den Bestensteinern beraubt und ermordet worden seien, hatte sich fast zur Gewißheit angesteigert, doch bei der genauen Durchsichtung aller Räume der Felsenburg waren keinerlei Anzeichen davon zu entdecken gewesen, und die an Weigel und Pex gerichteten Fragen bezweckten vor allem, Auskunft über das Verbleiben der Beraubten zu gewinnen. Von solchen indes wußten die beiden nichts, einzig von dem Überfall Siekmosers, an dem der Herr von Zeitenhofen nach Fug und Recht für ihm zugefügten mehrfachen Unglumpf Vergeltung üben gewollt. Zwar besaß die Zeit von altersher überaus wirksame Hilfsmittel, derartige Fragen zu „verstärken“ und halbstarrige Zungen zu lockern, doch bei Pex und Weigel versagten auch die Streckleiter, Schrauben und Zangen des „Scharfmachers“ den Dienst; sie bissen unter den wütendsten Folterschmerzen wildtrotzig die Zähne zusammen, ließen

diesen keinen Laut ausfahren, starrten die erfolglosen Handhaber der sonst so beredt machenden Werkzeuge nur aus grimmfunkelnden Augen hohnblickender Gesichter an. Erst als einer der „rechtskundigen“ Beisitzer von einem nützlichen Gedanken erleuchtet ward, änderte sich die aussichtslos erscheinende Sachlage. Er gab Auftrag, die alte Ursel herbeizuholen, hieß sie gleichfalls einer „peinlichen“ Befragung auf der Streckleiter — selbstverständlich und sorglichster Rücksichtnahme auf ihre weibliche Sittsamkeit — unterziehen. Ein paarmal ertrug auch sie mit einem gewissen heldenhaften Starrsinn das verlängernde Ausrenken ihrer Beine und Halswirbel, aber bei einer „verschärften“ Wiederholung der Frage schrie sie plötzlich einmal jämmerlich auf: „Kasatsch — Kasatsch“. Das war zunächst unverständlich, allein da es ihr vom Mund gefahren, mußte sie sich dreinsfügen, das ausgestoßene Wort zu erklären, und infolge davon machte sich noch am selben Tage eine vom Gericht abgesandte Schar auf den Weg zur Umgegend von Nals, dort Nachforschung anzustellen. Die Beauftragten stiegen durch fast unzugängliches Dickicht uralten düsteren Fichtenforstes zu den Trümmerresten der verrufenen, von jedem Menschenfuß scheu gemiedenen Pfeffersburg hinan, aus der bei ihrem Eintreffen ein Schwarm von Raubvögeln und Raben aufstob und den Platz für die Nachsuche deutete.

Rasch fanden diese ein brunnenartig-tiefes Berlies der alten Raubburg auf, das beinah bis zur Hälfte mit Gebeinen und drüber gelagerten, noch frischeren Leichen angefüllt, grausig offenbarte, wohin die nächstlich im Etztal Überfallenen und spurlos Verschwundenen weggeschleppt worden seien, und daß die sagenhaften Überlieferungen dort jahrhundertlang von den früheren Zeitenhofener Burgbesitzern verübt schwerer Missetaten in vollstem Maße auf Wirklichkeit beruht hätten. Die noch mit lebendigen Sinnen Begabten mußten sich schnell von der entseßlichen Moderstätte wieder abkehren, aber dem von ihr gelieferten Zeugnis gegenüber erkannten die beiden Bestensteiner Waffenknechte bei erneuten „Befragungen“ als nutzlos, auf ihrem verbissenen Mundtrog fortzubeharren. Um sich wenigstens noch vor der ihnen sonst zweifellos drohenden näheren Bekanntschaft mit dem „Kade“ zu bewahren, legten sie ein offenes Geständnis ab, fügten diesem auch hinzu, daß Christoph Zeitenhofen, von seiner Frau dazu angestachelt, als verkappter Anführer der Bauernrevolte die Erstürmung von Payrsberg ins Werk zu setzen versucht habe, doch dabei von dem wuchtigen Schwerthiebe des Burgwarts Siefmoser fast zu Tod getroffen, seitdem unterlaßlos mit dem Plan, sich dafür an ihm zu rächen, umgegangen sei. Das war durch die List des Einäugigen, der das Mittel ausgedacht, ihn in

die Baumfalle zu locken, beinahe gelungen, und sie hatten ihn nach ihrer Trunkaufnahme in die Gaidener Bachschlucht hinunterwerfen wollen; von wann die Fallbrücke niedergelassen und so das Herüberkommen der Payrsberger möglich geworden, bildete für sie ein unlösbares Rätsel. In der That gelang es Peß und Weßel vermittels dieser Bekenntnisse, dem allmählichen Zerbrochenwerden ihrer lebendigen Gliedmaßen auf dem Rad zu entgehen, sie wurden am nächsten Tage nur kurzweg auf dem Bozener Galgenberg am Querbalken aufgehängt, um für einige Zeit dem Wind zur Spielbelustigung und den „Tauben des Henters“ zur Schnabelbefriedigung zu dienen. Der Ursel dagegen blieb, besonders unter Anrechnung ihres verdienstlichen Jammergeschreis: „Kasatsch — Kasatsch!“ die gleiche öffentliche Schauausstellung erspart; sie ward statt dessen in einen augenentrückt sicheren Gewahrsam versetzt, als nur vieljährige Mitwisserin der vom Bestenstein aus begangenen Verbrechen hinter Gittern ihren Lebensrest in beschaulichem Nachdenken bei Brot und Wasser zuzubringen. Die Unkosten dafür wandte die Handelsstadt Bozen in Anbetracht der Unschädlichmachung des Raubnestes auf der Felsennadel mit größter Willfährigkeit auf.

Mittlerweile jedoch war im Wolfsturm nicht nur

Willanders zu vollklarer Besinnung zurückgekehrt, sondern auch Ulbert Siefmoser so zur Besserung vorgeschritten, daß kein Bedenken mehr abhielt, ihn eingehend von allem nach seinem bewußtlosen Zusammenbruch Geschehenen zu unterrichten. Abwechselnd taten's Menz Romwald und Helena, indes auch die alte Maddalena vermochte einiges beizufügen, was außer ihr niemand gewußt, sie allein bei dem oftmaligen Zusammensein mit ihrer Enkelin im obersten Turngemach, von der letzteren selbst ungeahnt, allmählich in Erfahrung gebracht hatte. Das hörte der Genesende nachdenklich, aber merkbar mit besonderer Teilnahme an, und an einem schönsonnigen Vormittage, der alle übrigen bei ihm im Gemach versammelt hielt, ließ er von Menz auch seinen jungen Hausgenossen hinzuholen, streckte dem Eintretenden von der Lagerstatt aus die Hand entgegen und sagte: „Setz' dich her und sprich mir auch einmal von dem, was kein Mensch außer dir angesehen hat und erzählen kann, wie du zum Bestenstein hinaufgekommen bist.“

Der Befragte blieb einen Atemzug lang stumm, eh' er Antwort gab: „Ich weiß es nicht — kann nichts davon sagen.“

„Aber du weißt doch, warum du's getan hast.“

Nun versetzte der Jüngling mit rot überflamtem Gesicht stotternd: „Ich wollte —“

„Du wolltest zeigen, was in dir stecke, daß auf dem Blatt von deiner Mutter Hand Wahrheit geschrieben stehe. Das wolltest du beweisen und damit groß tun.“

„Nein — ich wollte — ich mußte — weil ich Euch droben in Not und Todesgefahr wußte —“

Plötzlich aber stand jetzt Luitgard mit ganz blassem Gesicht auf und sprach laut: „Ich weiß es allein, Vater, warum er's getan hat. Die Ahne hat's in der Nacht gesagt, wer das täte, dem wär' sein Leben nichts wert, daß er's wegwerfen wollte. Aber er konnt's nicht, der Fels durft's nicht nehmen, denn es gehörte nicht ihm; er hatte es mir gegeben, bevor er wegging. Ich muß es ihm wiedergeben, Vater, so wie er's mir gab, mein's für seines — ob Ihr ihn und mich aus Eurem Hause weggehn heißt — ich gehe mit ihm, wohin er geht.“

Mit unbeirrbar fester Entschlossenheit schlang sie den Arm um seinen Nacken und gab ihm den Kuß zurück, mit dem er beim Wegstürzen wahrscheinlich für immerdar von ihr Abschied genommen. Jetzt war ihr Antlitz hochrot aufgeblüht und das seinige wie zu Tode erblaßt, er schwankte, als ob er von einer Ohnmacht überwältigt wieder bewusstlos wie auf der Zugbrücke droben niederzusinken drohe.

Nach seinem Arm greifend aber schnellte sich Ulbert Siefmoser kraftvoll vom Lager herunter und stieß

aus: „Bist du ein Willanders? Großer Bub! Ich könnt' glauben, du wärest mein Sohn, der seine Schwester zur Frau haben wollte. Sieh ihn an, Helena, steht er nicht vor deiner Tochter da, wie ich ehemals vor dir, und bringt kein Wort vom Mund! Ich glaube, er kletterte eher noch einmal zum Bestenstein in die Höh'. Das könnte Luit nicht, aber sie hat tapfer gesprochen. Uns bleibt nichts anderes, als sie mit ihm weggehen zu lassen, wenn sie nicht zusammen bei uns bleiben wollen. Denn wohin sie miteinander gehen sollten, weiß ich nicht.“

Am Mittag stellte sich als ein unerwarteter Gast der Waffenschmied Berlt Warnkönig im Wolfsturm ein. Er kam im Auftrag der Stadt Bozen, Willanders ihren Dank für das, als etwas noch kaum zu Glaubendes, von ihm Vollbracht auszusprechen. Die großen Handelsherrn ratschlagten, in welcher Art sie sein Verdienst um die Stadt würdig zu entgelten vermöchten.

Der Matner traf seinen jungen Schüßling Hand in Hand mit Luitgard stehend an, sah wohl ein wenig überrascht, doch ohne eigentliche Bewunderung draufhin und sagte mit einem lächelnden Spiel um die Mundwinkel: „Hast du bei deiner Bärenjagd dem Pex eine Kralle abgeschlagen? Ich riet's dir

und gab dir das Schwert dazu. Du siehst, keine Fabel war's und auch nicht, daß man Eisen nicht hämmern wollen muß, solange es spröde ist und sich dagegen wehrt." Doch danach geriet ein schweremütiger Ausdruck in die Augen des Sprechers, wie er hinzusetzte: „Ich wollte, deine Mutter könnte dich noch sehen. Was sie für dich hinterlassen hat, konnte dir zu nichts nützen, du mußt dich selbst einen Namen schaffen. Ich denke, wir heißen dich Willanders vom Bestenstein.“

Das letzte sagte Warnkönig wieder lächelnd; er berichtete weiter vom „peinlichen“ Verhör der beiden Waffenknechte und der Vollstreckung des Urteils an ihnen auf dem Galgenberg. Die Zeit stattete die von ihr Erzeugten mit starken Nerven aus, auch die der zuhörenden Frauen ertrugen die Schilderung der graufigen Entdeckung in den Trümmern der Pfeffersburg; allen an den Missetaten Beteiligten war Recht und Billigkeit widerfahren. Um Christoph Zeitenhofen und die Übelhörin, dasjenige, was von ihnen übrig geblieben, hatte sich niemand bekümmert; daß sie nicht mehr lebten, stand außer Zweifel, die hochschwellenden Spätherbstwässer mochten ihre Reste aus der Gaidener Schlucht in die Etsch davontragen oder Raubgetier auf Wegschaffung derselben bedacht sein; auch ihnen war volles Recht geschehen, selbst Maddelena und Helena wandelte kein mütterliches

und schwesterliches Mitgefühl an, sie hatten immer ein geheimes Grauen vor der Nachkommin der „Maultasche“ in sich getragen. Konrad Zeitenhofen faß, wie die Ursel, in Gefängnißhaft, die Regierung zu Innsbruck sollte entscheiden, was mit ihm zu tun sei.

Zufall ließ den Waffenschmied noch Mitteilung von einer am gestrigen Tage in Bozen eingetroffenen Nachricht machen, der junge Erzherzog Ferdinand habe gegen den Willen seines Vaters die Tochter eines großen Augsburger Kaufherrn, namens Philippine Welsler, auf sein Schloß Ambras über Innsbruck gebracht und dort heimlich eine rechtsgültige Ehe mit ihr abgeschlossen; jeder, der sie gesehen, sei von staunender Bewunderung ihrer Schönheit und ihres jungfräulichen Zaubers erfüllt. Bei dieser Berichtserstattung flogen Willanders und Luitgard unwillkürlich von ihren Sigen in die Hdh' und sahen sich stumm mit glänzendem, traumhaft-seligem Blick in die Augen. Niemand der anderen begriff, was über sie gekommen sei, erst auf Fragen erzählten sie etwas befangen von ihrem Zusammentreffen mit jenen beiden unter dem Fürgelbaum der Waldkammer, und das Mädchen holte die Gedichte Walters von der Vogelweide herbei, auf deren erstes Blatt der Erzherzog Ferdinand und Philippine Welsler für sie ihre Namen eingetragen hatten. Aber davon, daß Willanders an der gleichen Stelle Luitgard das

nämliche getan, was sie dem Herzog seiner heimlich Geliebten beim Weggang zwischen dem Buschgezweig antun gesehen — daß er sie nach den Worten: „Ich möchte wissen, ob deine Lippen von den schwarzen Kirschen auch so süß geworden sind, wie die Nachtigall singt,“ zum erstenmal geküßt habe — davon ließen beide nichts verlauten.

Überrascht vernahmen alle Zuhörer von der absonderlichen Begegnung, aus der hervorging, daß der zukünftige Herzog von Tirol schon seit längerer Zeit die Absicht seiner jetzt vollzogenen, unebenbürtigen Eheschließung in sich getragen habe, nur Berkt Warnkönig sah mit schweigsam nachdenklichem Gesicht drein. Der Dezembertag brachte schon frühes Abenddunkel, und er brach gleich nach der Mittagsmahlzeit zur Rückkehr nach Bozen noch im Hellen wieder auf. Als er sich verabschiedete, kam ihm noch einmal ein Scherzwort vom Mund: „Möge deine Bärenfralle ihre Kraft weiter bewähren, Willanders, dir und der Jungfrau. Ich kann heute ohne Besorgnis vor einem Überfall heimreiten, das flößt mir Zutrauen auf ihre Wundermitgift ein. Auf Wiedersehen!“

Nicht recht verständlich war's, was er mit dem letzten gemeint habe, er schüttelte den beiden herzlich nochmals die Hand und trabte rasch durch Andrian davon.

Um ein paar Tage später hat der im ganzen Tiroler Lande hochangesehene Waffenschmied Berlt Warnkönig sein Pferd wieder gefattet und ungeachtet der schon winterlichen Jahreszeit noch einen Geschäftsritt über den Brennerpaß nach Innsbruck unternommen. Der Zweck, von dem er dorthin geführt worden, nötigte ihn zu unvorgeesehen längerem Aufenthalt, so daß Wochen vergingen und das neue Jahr anbrach, ehe er auf tiefverschneitem, eisumfanganem Wege durch die froststarre Hochgebirgswelt wieder zur milddurchsonnten Luft des „Bozener Boddens“ hinunterkehrte.

Als dann aber zwischen den Terlaner Aeben das Gezweig der Mandelbäume sich rötlich zu färben, und an den südlichen Berghängen die großen Knospen der Felsenbirne weiße Blütentelche zu entfalten begonnen, ist im Wolfsturm eine seltsame Botschaft eingetroffen. Ein Schreiben der hohen Innsbrucker Regierung zeigte an, daß dem Edelknecht, der bisher Willanders genannt worden, um besonderer preislicher Verdienste willen die Verstattung erteilt sei, hinfort den Namen seiner Mutter zu führen, und der Urkunde lag ein von Herzog Ferdinand an den „Edlen Wilhelm von Willanders“ gerichteter Brief bei mit der Aufforderung, sobald er seine Braut heimgeführt habe, nach Schloß Ambras zu kommen, um in diesem eine Stellung, wie sie seiner Abkunft

gebühre, und er sie sich nach seinem Gefallen auswählen möge, zu bekleiden. Dann hatte eine den Lesenden schon bekannte Handschrift nachgefügt:

„Es freut sich, daß Luitgard verstehen gelernt hat, was der blaue Vogel sang, und hofft sie bald so glücklich, wie die, welche dieses schreibt, hier wiederzusehen, Philippine Welsler.“

So ist's, bald nachdem in der alten Terlaner Kirche die eheliche Verbindung „des Herrn Wilhelm von Billanders mit der Jungfrau Luitgard von Sietmoser“ stattgefunden, geschehen, und auch die anderen Bewohner des Wolfsturms sind nach der Stadt Innsbruck übersiedelt, dort in der Nähe der Kinder und Enkel ihr Leben weiterzuführen. Sie haben erlebt, daß nach dem Tode Karls des Fünften sein Bruder Ferdinand den Kaiserthron bestiegen und eines Tages auf dem Schloß Ambras von einem jungen Weibe im Gewande einer Pilgerin mit einem Bittgesuch angesprochen worden, deren Gewährung er der vor ihm Niedergeknieten, von ihrer wundersamen Schönheit und unwiderstehlichen Anmut ihres Wesens verzaubert, nicht weigern konnte, sondern ihr zugesagt, sie möge verlangen, was immer es sei. Da war die Bittstellerin seines Sohnes jugendliche Gemahlin gewesen, die von ihm väterliche Verzeihung für sie beide erfleht, und daß sie diese dem besiegten Zorn des Kaisers abgerungen,

fand Ausdruck darin, daß er seinen Sohn Ferdinand zum Herzog von Tirol einsetzte und Philippine zur Markgräfin von Burgau ernannte. Zusammen mit ihren beiden, den gleichen Namen führenden Söhnen haben die Knaben des Willandersöcher Ehepaars manche Jahre lang um das Schloß Ambras fröhliche Kinderspiele betrieben.

Der Brand im Innern des Bergfrieds auf dem Bestenstein hatte die übrigen Teile der kleinen Burg nicht mitergriffen, sie waren erhalten geblieben, doch nach der Geflogenheit der Innsbrucker Regierung sind gleichfalls manche Jahre vergangen, ehe ein Entscheid von ihr erfolgte, wem sie den Besitz des verfallenen Lehens zuspreche. Konrad Zeitenhofen kam nicht in Betracht, ihm war's in einer Nacht gelungen, aus seinem Bozener Gefängnis zu entkommen und spurlos zu verschwinden; er soll, in die Fußstapfen seines Vaters getreten, als Anführer einer Räuberbande im Kampf gegen päpstliche Soldaten gefallen sein. So wurden schließlich die beiden noch unmündigen Knaben Karl Zeitenhofen und Josef Sietmoser als erbberechtigt erklärt und zu gemeinsamen Inhabern des Bestensteins eingesetzt; für ihren Sohn indes leisteten Helena und Ulbert Sietmoser Verzicht, so daß der Alleinbesitz an den Zeitenhofener Sprößling übergegangen und, wie es scheint, auch noch zwei Geschlechtsfolgen

nach ihm verblieben ist. Aber eine Raubburg ist auf dem Felsenpfeiler über der Gaidener Bachschlucht nicht mehr wieder erstanden.

Viertelhalb Jahrhunderte sind seit dem Berichteten verfloßen, und der Wolfsturm befindet sich, wie der größte Teil der kleineren Etschtalfesten, schon seit langer Zeit wieder in Bauernhänden; doch hat er sich mit seiner hohen, gezinnten Umfassungsmauer und dem drüber aufragenden Bergfried bis heute in merkwürdig gutem Stande bewahrt, nur die Menschen, die später noch in ihm gehaust haben mögen, deckt völlige Verschollenheit zu. In Andrian weiß niemand, wer ihn erbaut, wem er gehört hat, und keine Chronik meldet davon.

Der Bestenstein dagegen liegt als vollständige Trümmerstätte da, nur zerschartete, gestrüppumwachsene Mauerreste und ein übriggebliebenes Bergfriedstück steigen noch in die Luft auf. Von seiner Geschichte ist als frühestes bekannt, daß „Hans von Billanders“ im vierzehnten Jahrhundert mit ihm belehnt worden; wann und wie die endgültige Zerstörung der kleinen Burg stattgefunden, oder ob sie von selbst allmählich in sich zerfallen, berichtet ebenfalls keine Überlieferung. Zweifellos war die Ruine, als etwas gänzlich nutzloses, schon seit manchen Geschlechtern auch in bäuerlichen Besitz geraten, nur in jüngster Zeit hat der jetzige vermögliche Eigentümer eine

Summe auf ihren Ankauf verwandt, um aus ihr einen drolligen, doch nicht eingeschlagenen Nutzen zu ziehen.

Die Natur um den Bestenstein aber hat ihr Gesicht jedenfalls nicht wesentlich verändert. Fuchs und Wolf vermögen an seiner Felsennadel nicht hinaufzuklettern, höchstens könnten's Luchs und Wildkage, doch beide sind in der Bergwelt unterm Gantkofel so wenig mehr vorhanden, als Bären. Verblieben dagegen ist da und dort der seltsame, bis zum Etschtal vorgebrungene Einwanderer aus dem Süden, der Zürgelbaum — *Celtis australis* — und wer einen solchen, zu besonderer schlanker Höhe und Schönheit emporgediehen, kennen zu lernen wünscht, vermag ihn, im Spätsommer mit „schwarzen Kirschen“ bedeckt, in der nächsten Nähe von Terlan in Augenschein zu nehmen. Ob er der Kotos der Kotohagen gewesen, dessen Früchte in den Gefährten des Odysseus das Gedächtnis an die Heimat, den Wunsch, zu ihr zurückzukommen, ausgelöscht, ist nicht mit Gewißheit festzustellen, wird behauptet und bestritten.

Druck und Einband von Hesse & Becker in Leipzig.



14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.

Renewed books are subject to immediate recall.

25 Aug '63RH

REC'D LD

AUG 25 1963

AUG 10 1974 2
- 1

REC'D LD FEB 17 '74-12 PM

LD 21A-50m-11,'62
(D3279s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

M303550

PT2368
J5A8

Jensen, W.

Auf dem Vestenstein

M303550

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

